

PAUL GUGGENBERGER'S HANDLUNG

EINE FAMILIENGESCHICHTE



HELMUT GUGGENBERGER

LUGGAU – IST HEIMAT

Christoph Guggenberger

Viel älter als drei war ich sicher nicht, aber ich kann mich noch ganz genau erinnern: An das tief beginnende Jammern des Rückwärtsganges im Renault R4, das die Ankunft in Luggau verheißen hat. Ein sich immer höher schraubendes Geräusch während des Rauffahrens zum Haus – Rückwärtsgang wegen des steilen Schotterweges – und dann das Finale als kurzes Ratschen der Handbremse. Draußen war's stockdunkel, als Papi die Tür aufgemacht, uns raufgetragen hat zum Haus, es war kalt und hat nach Luggau gerochen, nur schwarzer Himmel mit Sternen als Einsprengsel und das Rauschen vom Bach. Das ist – schlicht – Heimat. Von den Eltern getragen werden, Geborgenheit.

Es gibt kaum schwierigere Begriffe als „Heimat“, Heimat hat es im Zeitgeist nicht leicht, selten leicht gehabt. Warum ist mir, Salzburger - und stolz darauf, Luggau so ganz selbstverständlich Heimat? Was bedeutet – Heimat?

Irgendwo gibt's noch ein Foto davon - wie ich mich mit Artus verbünde, mit ihm unter der Bank liege, die immer noch vor dem Geschäft steht, als ganz kleines Kind, auch das weiß ich noch. Alle anderen sitzen auf der Bank, wir liegen drunter. Der Hund und ich sind Freunde, wir mögen uns. Auch das - Heimat. Oder: Am Anfang nur mit Schwesterherz Veronika und später auch mit Dominik das gemeinsame Fürchten vor den Mäusen im Stiegenzimmer, die umso emsiger werden, je lieber man einschlafen will.

Was gehört noch zu „Heimat“ – selbstverständlich die Landschaft. Doch Landschaft ist ein zu liebliches Wort für die Felsen, die Weißen Lungen, den Schwalbenkofel mit dem Gipfelkreuz, bis in die Stube schauen sie herein. Und Gewitter zeichnen sich dadurch aus, dass, wenn's am meisten donnert auch gleichzeitig langsam das Licht ausgeht, weil der Bach das Kraftwerk vermurt hat. Die Natur ist zweifellos eine sehr hohe Autorität in Maria Luggau, der Respekt davor, auch das ist – Heimat.

Und eine ganz typische Erinnerung an Luggau: Als ich als Kind unbekannte Orte, Hausecken oder Schotterstraßen erforscht habe, war klar, verlorengehen kann ich hier nicht, denn wenn ich jemand treffe, sieht mir jeder an, woher ich komme – von „Paulan“. Eventuell werde ich für Paulan Helmut gehalten, des Öfteren für einen Sohn von Onkel Paul, und immer kommt die Frage, wie es Onkel Gerhard geht. Darauf habe ich als Kind jedenfalls vertrauen können – auf Herkunft, Vergangenheit, Familie. Das hat längst nicht jeder.

„Heimat“ hat etwas Rührseliges, Verklärendes. Das Buch fügt etwas ganz Wesentliches dazu: die Auseinandersetzung mit der historischen Realität. Das macht den Begriff Heimat vollkommener, zeigt die unrunden Seiten, das Kantige, die alten Wunden, Konflikte, Vergrabenes und Begrabene, Sünden oder was für eine Sünde gehalten wird. Die vielen Varianten von familiärem Zusammenleben, die Konflikte damit, das ist offenbar immer wieder ein Thema im Hause Guggenberger, eines, das ich bisher kaum gekannt habe. Oder dass die ältesten Kinder schon nach deutlich weniger als neun Monaten auf die Welt kommen – das ist mir deutlich vertrauter. Gesellschaftliche Vorreiterrolle ist ein Thema – auch mit ihren erschreckenden Seiten. Und eine bemerkenswerte Originalität, unvollkommen durch das Wort Kreativität ausgedrückt.

„Paul Guggenberger’s Handlung“ macht aus dem Gefühl für Geschichte der Guggenberger wirklich Wissen um die Herkunft. Aus Sentimentalität ernsthafte Auseinandersetzung. Papi hat sich die Mühe gemacht, zu recherchieren. Und – was mindestens so schwierig ist – das dann auch alles aufzuschreiben, sehr spannend übrigens. Dafür ist ihm im Namen der Familie zu danken. Und Onkel Gerhard dafür, dass er es in Auftrag gegeben hat. Der Begriff „Heimatforschung“ tappt oft am Rande der political correctness. Vielleicht ist es deshalb so wohltuend, wie selbstverständlich und offen „Paul Guggenberger’s Handlung“ einen wichtigen Teil unserer Geschichte schildert und oft widersprüchliche Facetten zeigt. Genauso wohltuend gegen den Strich gebürstet wie das renovierte Paulan-Haus, das in absolut unmoderner, provozierend alt-lindengrüner Farbe neben balkonbeblumten Bauernhäusern prangt. Das Wort „Handlung“ in „Paul Guggenberger’s Handlung“ hab ich immer schon mit „Tat“ übersetzt, für „etwas machen“ gehalten. Nach der Lektüre des Buches bin ich mir sicher, dass es daher kommt.

PS.: Das Geheimzimmer kenn ich schon lang. Vor dem Geweih, das drin liegt, hab ich mich schon gefürchtet, bevor ich von Onkel Pauls unweit davon ebenfalls gut versteckten alten Zigarren probiert hab.



GEDECKTES GRÜN, WIE ES IMMER WAR!

Die Schrift muss bleiben, wie sie ist – natürlich! Um die Aufschrift geht's: „PAUL GUGGENBERGER'S HANDLUNG“, in etwas altertümlichen Versalien auf die Fassade gemalt. Eigentlich hat ja niemand von uns Familienmitgliedern besonders gedrängt die Außenrenovierung in Angriff zu nehmen. Schon die neue Dacheindeckung – Dachziegel über dem alten grauen Blechdach – hat viel vom lieb gewordenen Bild verändert. Eher haben die Nachbarn gedrängt und die Ortsbildverschönerer. Und natürlich, da und dort hat schon das Lattengerüst herausgeschaut, wo der Putz porös geworden, abgefallen war. „Und es is sem amol es scheanste Haus giwen in gonzn Ort, wie's enko Voto hergichtet ghot hot!“ Also irgendwie doch eine Schande, wie die Nachfahren damit sorglos umgehen.

Aber, zur Ehre unserer Nachbarn muss ich es sagen, sie haben immer auch geholfen, haben sich gekümmert, wenn irgend etwas zu richten war. Und sie haben wohl auch gespürt und ein bisschen akzeptiert, dass uns Kindern des Hauses Veränderungen am Bild der Kindheit weh tun. Apropos Blechdach – das hat es natürlich auch nicht immer schon gegeben. Blecheindeckung war der neueste Schrei in der Zwischenkriegszeit, so ab 1930, und hat bei denen, die es vermochten, die Holzschindeleindeckung abgelöst. Man hat sich Wunder davon versprochen. Fugenlos dicht, fast für die Ewigkeit, keine von den Frühlingstürmen verblasenen Schindeln mehr. Großes Vorbild dafür waren Kirche und Kloster mit dieser riesigen, steilen Dachfläche. In meiner Kindheitszeit haben diese Blechdächer – neben den Schindeldächern der alten Bauernhäuser – das Ortsbild geprägt. Hat irgendwie italienisch ausgesehen, weil ja auch die Hausform dieser gemauerten oder zumindest voll verputzten Häuser (wie unseres) von italienischen Mauern errichtet worden waren – deutlich unterscheidbar vom tirolerischen Bauernhaus mit viel Holz außen herum.

Mami hat das Blechdach gemocht. Bei Regenwetter ist sie manchmal in den zweiten Stock unters Dach gezogen, weil es da so schön trommelt. Tante Mitzi hingegen ist eines Frühlingstages aus ihrem Dachbodenzimmer geflüchtet, weil sie geglaubt hat, das Haus bricht auseinander. Das schmelzende Eis hat ein Angstmachendes Krachen und Greinen am Blechdach inszeniert.

Und an Mamis Sorgen kann ich mich auch erinnern, wie ein immer größer werdender Wasserfleck zuerst an der Decke im Dachbodenzimmer, dann auch noch im darunter liegenden Schlafzimmer sichtbar geworden ist. Die Spengler haben lange nichts gefunden, bis dann eine einzige ausgerissene Schraube hinter der

Schneesperre als Übeltäter überführt und neu verlötet werden konnte. Und nach Jahrzehnten von Regen und Eis war auch der Zinküberzug der Blechbahnen aufgebraucht, Rost hatte sich ausgebreitet und wir haben in tagelanger Schwerarbeit daran herumgebürstet, bevor der neue Anstrich aufgebracht werden konnte. Alles Schweiß treibende Handarbeit, Drahtbürsten hat es bei uns im Geschäft gegeben, von den elektrischen Schleif- Bürst- und Kehrmaschinen eines heutigen Malermeisterbetriebes hat man damals noch nichts gewusst.

Aber noch ein gewichtiges Argument hat der Malermeister – jung, tüchtig, dem Heute und Hier zugewandt: Die Irreführung der Gäste durch solche Aufschrift macht ihm Sorge. Unten von der Straße herauf kann man die Aufschrift schon lesen, dann mühen sich Gäste den steilen Weg hinauf und stehen enttäuscht vor immer geschlossenen Rollos. Da hat er schon recht, aber so leicht sind wir trotzdem nicht zu überzeugen. Erstens, weil uns hier Gäste nicht wirklich als Könige erscheinen, ehrlich gesagt stört uns die zunehmende Schar der Mühlenschauer eher, von denen wir uns als Museumsinventar mit vereinnahmt fühlen, zweitens, und das ist unser schlagendes Argument: „HANDLUNG“ – versteht heute doch eh keiner mehr – bei SUPERMARKT wär’s was anderes! Nun – die Arbeit ist getan, das Gerüst wieder abgetragen. Die Feuchtschäden im Mauerwerk sind ausgebessert, der lockere Verputz abgeschlagen und saniert, mit Bedacht hat man den Farbton der Fassade mit den markanten Faschen und Trennstrichen originalgetreu erneuert und frisch leuchtend prangt die Ankündigung „PAUL GUGGENBERGER'S HANDLUNG“ allen Einkaufswilligen entgegen.

Ein kleiner Kampf gegen das Vergessen, gegen die Auslöschung im kindlichen Herzen bewahrter Erinnerung, gegen die rundum grassierende Erneuerung, war gewonnen. Und, als ob Paul Guggenberger's Handlung unseren Kummer über so viel Veränderung lindern wollte, offenbart sich eine liebe Überraschung. Dort, wo sonnseitig gegen die Straße hinunter über drei Stockwerke hoch der verglaste Balkon vorgebaut ist, fand der Malerpinsel keinen Zugang. Heimelig wie eh und jeh schummert dahinter die Fassade in ihrem angegriffenen Grünton, so kann jeder Gang auf's Klo zu einer kleinen tröstenden Wallfahrt in die Tage der Kindheit werden.

Was unsere Nachbarn, unsere verbliebene Verwandtschaft dort, nur ungern hinnehmen ist die Verlassenheit, in der Paul Guggenberger's Handlung jetzt dahindämmert, doch die Hoffnung lebt, dass es wieder einmal anders werden könnte, so, wie sie es in Erinnerung haben. Jeder Einkaufsgang in „Paulan Gschäft“ willkommene Abwechslung im dörflichen Leben. Leute treffen, ein kurzer oder auch längerer Plausch zwischendurch. Natürlich auch „shopping“ – wie es halt damals war – die neuen Dirndlstoffe begutachten, sich eine neue Sense oder Axt besor-

gen oder als Kind sich ein Stollwerk um 10 Groschen kaufen. Und es gab eben Leben dort. Und jetzt dämmert das Haus verlassen und leer bis auf die kurzen Ferienzeiten, wenn Kinder und Kindeskind zurückkommen und Küche, Stube, die vielen Zimmer und das Geschäft wieder mit Leben füllen.

Das Drängen auf Renovierung war wohl Ausdruck für diesen tiefen Wunsch, diese schönen Erinnerungen wieder einmal zurück zu bekommen, das Rad der Zeit zurückdrehen zu können. Im eigenen Haus denkt man anders, dort geht das Leben weiter, Veränderung passiert schrittweise, immer aus gutem Grund und daher einsehbar. Da sind es dann wir, die in die Welt Verstreuten, die mit Einsicht zurückhalten. Alles verändert sich, der ganze Ort verliert an Gesicht, rundum wird alles „niederrenoviert“, Scharen von Urlaubern auf der Straße und auf den Wegen statt der erinnerten Kühe und Ziegen. Asphalt, wo früher mühsam gelegte Steinpflasterung den Weg vorgab, mit hartnäckigen Büscheln von Spitz- oder Breitwegerich dazwischen. Natürlich eine Unverschämtheit, wenn uns weder die neue Schule, das renovierte Wirtshaus oder der wirklich beeindruckende Musikprobenraum gefallen. Was uns immer wieder herzieht, das ist ja nicht der unbestreitbar gestiegene Komfort, sondern eben die Sehnsucht nach der vergangenen Zeit, die wir hoffen, hier noch vorzufinden.

So haben wir die Mahnung des Ortsbilderhaltungsvereines – von einem der Nachbarn schonend vermittelt – um möglichste Zurückhaltung bei der angesagten Außenrenovierung des Hauses recht leicht verkraftet und trotzdem nicht ganz nach Wunsch erfüllt. Vorgestellt hätte man sich eine Rückverwandlung in eine Art bäuerliches Haus, vielleicht mit weißer Fassade wie früher vor dem großen Umbau in der Vorkriegszeit und eventuell altertümlicher Schmuckbemalung als Zugeständnis an die neue Zeit. Hätte dann besser als Ensemble zu den benachbarten Mühlen gepasst, die für Zeitreisende originales Landleben von anno dazumal vorgeben.

Das Renovieren ist ja ein bezeichnendes Phänomen unserer Zeit, zeigt, dass etwas überflüssiges Geld vorhanden ist, nicht für den täglichen Überlebenskampf gebraucht. Damit leistet man sich Ausgaben zur Repräsentation und eben auch die Auffrischung oder Erhaltung von Träumen und Erinnerungen. Es hat auch schon früher gebietsweise solche Zeiten gegeben. Allerdings, Kunst- und Kulturhistoriker werden nicht müde, solche Phasen regionaler Wohlstandskulturgeschichte zu beklagen, weil jede Renovierung auch massiv zerstört. Richtet sich doch jeder renovierende Eingriff nach den momentanen Traum- und Wunschbildern des jeweiligen Geldgebers und dessen immer zeitbedingtem Kulturverständnis. Also besser immer schön arm und bescheiden bleiben.

DIE SCHULLEHRER KEUSCHE

HAUS NR. 37 „LEHRER PAUL“

Was wir über unsere Familiengeschichte und „Paulan Haus“ wissen, danken wir unserem heimatlichen Dichter und Geschichtsschreiber aus Leidenschaft, Thomas Tiefenbacher. Er gehörte der Generation unseres Vaters an, als Schulkinder haben wir oft und oft das von ihm verfasste Theaterstück „Helena“ über die Gründung der Wallfahrt Maria Luggau bestaunt. Bäckwirt's Bina war immer die ehrsame Helena und wir haben ihr ihre Vision von einem heiligen Ort gerne geglaubt. Besonders der Gottesbeweis von der im Sturm weiter brennenden Kerze ließ uns den Mund offen stehen bleiben und einen leichten Schauer den Rücken hinunter rieseln. Und erst die Unglücke und Strafen, die über alle Uneinsichtigen hereingebrochen sind!

Wie immer in kleinen Sozietäten erscheint das Bild der Ausnahme ambivalent. Gemessen an dem, was alle leisten mussten, war Thomas Tiefenbacher, „Tomla Vota“, als Bauer in Tiefenbach nichts Hervorragendes. Sein Hof weder besonders groß noch besonders klein – eher hat man durchblicken lassen, dass einer, der sich mit Schreiben befasst, wohl bei der Feldarbeit nicht so ganz ... ! Aber zum Schreiben, da war er schon gut, da hat er einem schon weiterhelfen können mit einer Eingabe an die Agrarbehörde oder wenn es gar um ein Wasserrecht ging. Und das mit der „Helena“, das hat man Auswärtigen gegenüber dann schon hervorgehoben – und Chroniken schreibt er auch – und überhaupt, in einem Wallfahrtsort ist das schon wichtig.

Die eigentliche und ein Leben lang betriebene Leidenschaft des Thomas Tiefenbacher ist aber weniger ins Auge gefallen. Die Leidenschaft nämlich, in alten Chroniken, Archiven und Dokumenten nachzuforschen, wie es einmal war, wie alles angefangen und sich entwickelt hat. Sein Sohn, Anton Tiefenbacher, hat mit dem Tiefenbacher-Hof auch eine Anzahl von dicht in Kurrentschrift beschriebenen dicken Folianten als Erbe übernommen. Zu Lebzeiten des Vaters war ihm der Einblick verwehrt, erzählt er, jetzt aber hatte er sich in die Kurrentschrift eingelese und hat manchem Hoferben Auskunft geben können. Heute macht sich Albert nach dem frühen Tod seines Vaters in dritter Generation daran, die großväterlichen Archivbestände zu sichten.

Wir werden im dicken Buch auf Seite 524 fündig – ein bisschen verwirrt von dem Gefühl, über Generationen hinweg von einem Dritten so genau beobachtet worden zu sein. Fast so, wie wir's im Religionsunterricht gelernt haben, mit dem dicken Buch, in dem alle unsere Taten und Untaten verzeichnet werden:

- *1689 Josef Rauter „Bäck“ hat seiner Schwester Agnes eine Behausung in der Luggau erbaut.*

Diese Eintragungen führen zur Vermutung, dass in der Nähe des Hauses Nr. 37 bereits 1689 eine Keusche erbaut worden war. Später abgetragen.

- *Am 11. Sept. 1815 verehrt Bartl Guggenberger zu Luggau 23 (Hansila) an sich die von Josef Hanser „Bäckwirt“ Luggau Nr. 18 erkaufte Keuschler Gerichtsbarkeit samt Heimweide für zwei Kühe laut Kaufvertrag vom 15. Nov. 1815.*

Soweit der Eintrag im dicken Buch vom Tomla Vota. Also unser stolzes Haus eine „Keuschn“ – mit Heimweide für zwei Kühe. An Reatla (die Rote) und Reachl (das Rehlein), unseren zwei letzten Milchkühen, durfte ich mich unter Gotls Aufsicht noch im Melken üben und habe als Antwort den dreckigen Schwanz über's Gesicht gewischt bekommen. Gotl, Rosina Guggenberger, war bei Paulan für Stall und Wirtschaft zuständig. Der größte Bauer in Luggau, der Groaßnbauer, hatte zwölf Kühe im Stall stehen. Also schon ein Unterschied, aber so als „Keuschler“, als arme Leut, haben wir uns mit Reatla, Reachl, einem Schwein und einer Schar Hühner nicht gefühlt. Unsere Reputation hat sich ja nicht auf die Landwirtschaft gegründet – das war nur der selbstverständliche Beitrag zur Selbstversorgung. Wichtig im Ort waren wir in meinen Kindheitstagen als „Geschäft“ und zusätzlich als erstes Haus mit Fremdenzimmern. Heute noch steht in jedem Zimmer ein Waschtisch mit Schüssel und Krug.

BEI PAULA

Vulgo heißt es bei uns „bei Paula“. Unsere Vulgo- oder Hofnamen richten sich fast immer nach dem letzten bedeutenden Mann im Haus. Bei uns also Paul, wie Vater, Großvater und Urgroßvater. Ober uns in der Oberluggaue liegt „Hansila“, daneben „Mättla“ (von Matthias, is Mättile) und als Ausnahmen in der Namensgebung „Groaßn“, der große Bauer, und „Vorbeter“, die als Hausrecht immer den Vorbeter in der Kirche gestellt haben.

In Überbach gibt es „Lenzn“, „Ton“, „Andola“, „Steffa“, das neueste Haus, das von meinem Onkel Pepi, heißt „beim Pepi“. Bei „Maura“ – wieder die Ausnahme – werkt jetzt der Sohn nicht mehr als Maurer, sondern als Tischler, und „Richta“ leitet sich wohl vom Herrichten, Reparieren ab, denn von einer Gerichtsbarkeit ist mir nichts bekannt.

Gibt es mehrere Hansl, Seppl oder Michael, ordnet sich die Unterscheidung meist schon zu deren Lebzeiten. Lebt schon ein Hansl angesehen in der Sozietät, bringt es der nächste eben nur zum Hansile (Hänschen), es kommt also zu Hofnamen wie Hansila, Hansla, beim Hansile, bei Honsis, Mättla, Mättile, Seppla, Seppila, beim Seppilan, Michla, Micha usw. Jeder kennt sich aus, obwohl oder gerade deswegen, weil diese Namenszuschreibung ein lebendes, sich stetig veränderndes System ist. Wenn es der Hansl und Seppl denn doch zu viele werden, greift ein ergänzendes Ordnungssystem ein, quasi Ersatz für den Familiennamen, die zusätzliche Zuordnung zum Ortsteil: beim Rauta Seppl, beim Sterza Peter, beim Promegga Michl und bei Promegga Michilan.

Wenn die Entstehung der offiziellen und amtlichen Familiennamen durch Zuzug oder Einheirat von außen auch schon stark vermischt ist, so ist doch auffällig, wie stark sich Familiennamen und Ortsteilbezeichnungen gleichen. Lugger von Luggau, deutlicher noch Oberluggauer und Unterluggauer, Salcher von Salach, Tiefenbacher von Tiefenbach, Rauter von Raut und eben Guggenberger vom Guggenberg sowie die Oberguggenberger und Unterguggenberger. Nach dieser Anschauung erkühne ich mich, die Genealogieforschung Leopold Guggenbergers in Frage zu stellen. Trotz des beschwerlichen Amtes als Klagenfurter Bürgermeister fand er doch Muse, nach der Herkunft unseres Familiennamens zu forschen und vertritt die Meinung, dass dieser aus dem Fränkischen stamme, sich von einem dort beheimateten Sumpfvogel „Guck“ ableite. Zwar ist das Vöglein in unserem Familienwappen eindeutig kein Adler, aber vielleicht ein Kuckuck, bzw., wie man bei uns singt: „ ... und wenn der Gugugg schreit, zur schönen Sommerszeit ...“ Tatsache ist aber doch, dass es im Fränkischen und Bayerischen

den Namen Guggenberger auch gibt. Bei meinem Versuch, die Charolais-Ranch meines Bruders in Kalifornien im Internet zu finden, zeigte mir „Google“ auf die Frage „Guggenberger/Charolais“ den Eintrag: Paul Guggenberger’s Charolais Zuchtbetrieb Bad Endorf (bei Rosenheim) <http://www.charolais.de>.

Bei uns, bei Paula, hätte sich schon fast eine Namens-Revolution angebahnt. Vereinzelt ging man schon „zur Pepi“, zu meiner Mutter Josefine also, weil nach Jahrzehnten die Pauls schon langsam in Vergessenheit geraten waren und ein führender Mann nicht vorhanden war. Wäre ja interessant zu wissen, wie mein Bruder Gerhard, hätte er dort durchgehalten, „eingeluggauert“ worden wäre?

Und vor „bei Paula“ hieß es bei uns zuerst „beim Schullehrer“ nach dem orts-wichtigen Hauptberuf des Hauserbauers Bartl und auch dessen Sohnes Paul.

BARTL GUGGENBERGER

ERBAUER DES HAUSES LUGGAU NR. 37

Das Recht, eine Keusche zu bauen am 15. Nov. 1815 vom Bäckerwirt Josef Hanser an Bartl Guggenberger von Unterluggau verkauft wurde.

Bartl Guggenberger, Sohn des Johann Guggenberger I. von Luggau Nr. 23 und der Agnes, geb. Unterguggenberger, erbaut 1819 – 20 die Keusche Nr. 37. Ein Jahr zuvor, 1818 absolvierte er in Villach den Präparantenkurs, erhält am 31. Juli 1818 das Lehrbefähigungszeugnis, wird dann als Lehrer in der Schule Luggau mit einem Jahresgehalt von 20 fl [Anm.: Gulden] angestellt. Für die Schulauslagen müssen die Eltern der Schüler aufkommen. 1823 wird ihm das Jahresgehalt auf 35 fl und etwas später auf 40 fl erhöht.

Laut Dekret vom 19.06.1841 erhält er eine Prämie von 8 fl für die vorbildliche Führung der sonntäglichen Wiederholungsschule.

Daneben betreibt er das Tischlerhandwerk und richtet in seinem Hause eine Schuhnagelkrämerei ein.

Bartl Guggenberger heiratete 4mal. 2 Frauen von auswärts, er stirbt am 4. Juni 1860 im Alter von 78 Jahren, mit 42 Dienstjahren als Lehrer an der Schule Luggau. Sein Andenken ist durch einen Grabstein im Luggauer Friedhof neben der Pforte verewigt.



*Gedenkstein
Bartl Guggenberger
Friedhof
Maria Luggau*

Tomls Archiv erzählt also, wie sich der zweitgeborene Sohn des Hansila-Bauern, nämlich Bartl (Bartholomäus), eine Berufung außerhalb des Bauernstandes ausgesucht hat und sich mit eigenem Hausbau selbständig macht.

Er fühlt sich zum Lehrberuf, zu mehr geistiger Betätigung hingezogen, macht die entsprechende Ausbildung und absolviert in der Fremde die notwendigen Lehrjahre. Vom Lehrberuf kann man in der Luggau von anno dazumal nicht leben, also werkt er zusätzlich als Tischler und, weil ja schon etwas in der Welt herumgekommen, fängt er auch noch eine Krämerei an. Ein „Nagelkrämer“ mit der „Bucklkraxn“. Wird wohl das einfache Werkzeug gewesen sein, das bei den rundum möglichst als Selbstversorger lebenden Bauern gebraucht worden ist. Die Tradition der Eisenwaren-Handlung hat sich ja bis auf Gerhard erhalten. Der „Ausreißer“ Bartl muss ein tüchtiger Mann gewesen sein, innovativ, würde man heute sagen. Als erster voll ausgebildeter Lehrer hat er in Luggau Pionierarbeit geleistet, das dokumentiert in einem Auszug die Schulchronik:

Begründet auf ein Hofdekret von Kaiserin Maria Theresia forderte die Kärntner Landesregierung 1770 den Klosterkonvent Maria Luggau auf, eine deutsche Schule zu errichten, um die Kinder in Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion zu unterweisen. Der Konvent bestellte den ausgedienten Soldaten Josef Überbacher als Schulmeister an, der bei vulgo Anderla unterrichtete.

1777 wurde nach Aufforderung der Landesregierung die Klosterschule eingeführt, in der Patern den Unterricht hielten. Bezirksschulauferer war der jeweilige Dechant von St. Daniel. [Anm.: Die Pflugschaft St. Daniel war verwaltungstechnisch Vorgänger der späteren Bezirkshauptmannschaft Hermagor, die Verwaltung lag ja bis zum Nachfolger Maria Theresias, Joseph II., in kirchlicher Verantwortung.] 1810 zählte man bereits 75 Klosterschüler. 1810 wurde die Klosterschule aufgelassen. Die Pfarrgemeinde erbaute am Kirchplatz ein kleines ebenerdiges Schulhaus, das nur ein Schulzimmer mit Vorraum hatte.

Es unterrichteten von 1810 bis 1818 Luggauer Bürger: Georg Seirer, Melchior Lugger, Josef Rauter, Simon Hainzer. Die Bauern mussten Schulgeld zahlen. Schulpatron war die Grundherrschaft Pittersberg.

1818 beendet Bartlmä Guggenberger (M. Luggau 23) erfolgreich den Präparantenkurs in Villach und wurde in der Heimatgemeinde angestellt. Sein Jahresgehalt betrug erst 22 fl. Er wirkte durch 51 Dienstjahre und starb 1860 im 75. Lebensjahr. Nach seinem Tode übernahm sein Sohn Paul Guggenberger den Schuldienst, der schon durch acht Jahre als Gehilfe seinem Vater ohne Gehalt zur Seite stand.

Das neue Reichsvolksschulgesetz 1869 brachte große Neuerungen: Erweiterung der Lehrpläne, Übertragung der Schulverwaltung auf weltliche Behörden.

Die Luggauer Schule erwies sich als zu klein, ein Neubau wurde gefordert.

Es fand sich ein Wohltäter: Johann Guggenberger, der in guten Verhältnissen in Wien lebte, übernahm sämtliche Baukosten. Das alte Schulhaus wurde abgetragen und am selben Platz ein weit größeres errichtet (1886).

Es blieb sogar noch Geld übrig, mit dem das sg. Stifterhaus als Lehrerwohnung gekauft werden konnte.

Paul Guggenberger [Bartls Sohn, Paul I.] wirkte durch 37 Jahre als Lehrer und Schulleiter und starb 1889. Die Einführung der neuen Schulgesetze wurde von der Bevölkerung misstrauisch und ablehnend aufgenommen, das äußerte sich auch im Verhalten den Lehrern gegenüber. Trotzdem wurde Paul Guggenberger von seinen Schülern als guter Lehrmeister und väterlicher Freund in Erinnerung behalten. 1883 legte er für jeden seiner Schüler ein Postsparbuch an.

Nach Paul Guggenberger kam als Aushilfe Josef Steinwender aus Liesing nach Maria Luggau, 1890 Ignaz Kossek, von 1892 bis 1928 war Johann Geißler Schulleiter in M. Luggau, ihm folgte der Südtiroler Hermann Lergetporer, der aus seiner Heimat vertrieben wurde.

In der Zeit, als Bartlmä Guggenberger Lehrer war, gab es nur in der Winterzeit Unterricht, im Sommer gab es nur die Sonntagsschule. Der Lehrer betätigte sich in der freien Zeit als Tischler, um leben zu können. Paul Guggenberger besuchte 1848 den Präparantenkurs und legte 1849 die Lehrerprüfung in Klagenfurt mit gutem Erfolg ab, war dann bis Ende 1852 Gehilfe in Spittal. Dann half er aus Kindesliebe ohne Gehalt seinem Vater in Maria Luggau.

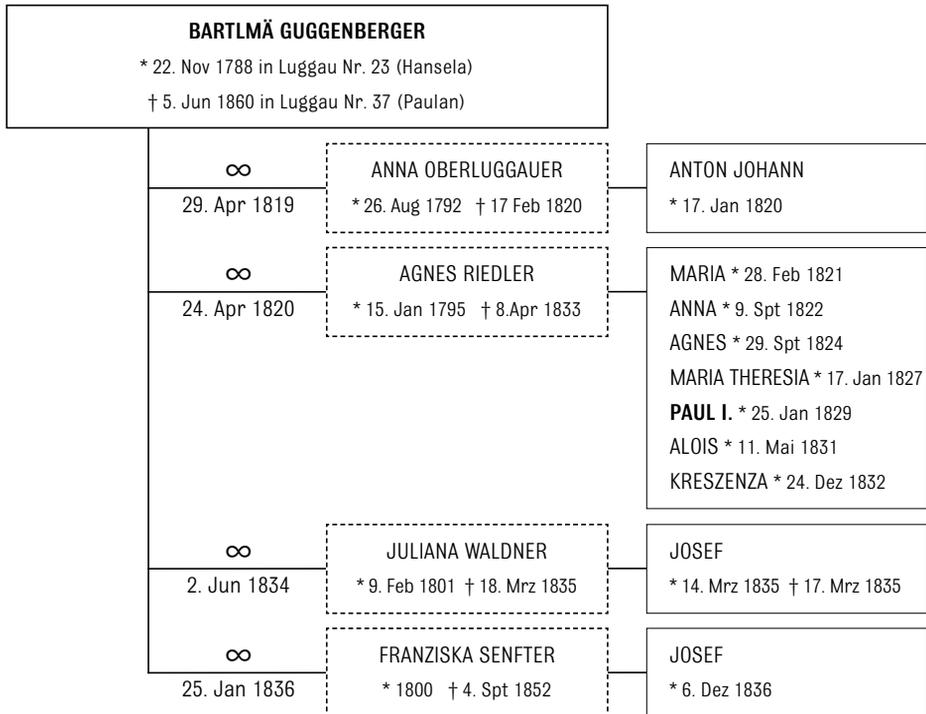
1968-1971 Bau der neuen Schule

14.11.1971 Einweihung der neuen Schule

Ergänzung: Vom 1. September 1940 bis zu ihrer „unehrenhaften“ Entlassung am 6. August 1945 und dann wieder vom 1. Jänner 1948 bis zu ihrer Pensionierung am 31. August 1977 war Tante Mitzi Schulleiterin in Luggau.

Bartl selber hat also von „Luggauer Bürgern“ Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt und hat sich wohl gedacht, das irgendwie besser zu können als seine dörflichen Amateur-Lehrmeister. Die nächstgelegene Ausbildungsmöglichkeit zum Lehrer gab es in Villach. 1818, in seinem immerhin schon dreißigsten Lebensjahr, jedenfalls ist er mit seiner Ausbildung und auswärtigem Praktikum fertig und wird als Schullehrer in Luggau eingesetzt. Jetzt geht's an die Familienbildung, und dazu braucht man zuerst einmal ein Haus. Den Grund dafür hat er schon vorher laut Urkunde am 15. Nov. 1815 vom Bäckwirt angekauft. Dieser Eintrag erklärt mir auch, warum der Bäckwirt und wir bei Paulan das Wasserrecht an der selben Quelle oben im Rona haben. 1819 fängt Bartl mit dem Hausbau an, vollendet ihn 1820. Noch ins unfertige Haus wird am 29. April 1819 die 27-jährige Anna Oberluggauer – auf dem Gedenkstein heißt sie nach ihrer Mutter Unterluggauer – Tochter vom heutigen Sonnsteinhof, Luggau 54 eingeheiratet. Vielleicht, weil der Anton Johann schon unterwegs war. Nein, wohl eher nicht, denn geboren wird Anton Johann erst am 17. Jänner 1820 und so früh hätte man das doch noch nicht bemerkt, er war einfach um 12 Tage zu früh dran.

FAMILIENTAFEL BARTL



Eingezogen ist Bartls erste Frau Anna in das sicher noch unfertige neue Haus schon, zumindest steht in der Sterbeurkunde: Luggau Nr. 37. Denn schon einen Monat nach der Geburt des Sohnes Anton Johann, am 17. Februar 1820, kommt sie bei einem Brand ums Leben und der Sohn wird bezeichnend später dann Kaminkehrer, weit weg, in Bozen.

Das erste Glück war kurz. Das Leben muss weiter gehen. Im Februar ist die Anna beim Brand umgekommen, im April 1820 wird wieder geheiratet. Sonst hätte der kleine Anton Johann ja zu Zieheltern gemusst und ein Lehrer muss ja auch standesmäßig ordentlich verheiratet sein. Dieses mal war es eine Auswärtige, Agnes Riedler aus Strassen in Osttirol. Die Agnes hat zuerst einmal nacheinander vier Töchter zur Welt gebracht, am 28. Februar 1821 die Maria, am 9. September 1822 die Anna – nach ihrer Vorgängerin im Haus getauft, am 29. September 1824 die kleine Agnes und dann am 17. Jänner 1827 die Therese. Dann erst ist am 25. Jänner 1829 der erste Sohn Paul gekommen, als Paul I. Besitznachfolger und wieder

ein künftiger Lehrer und Stammhalter, aber das hat man natürlich noch nicht gleich gewusst, am 11. Mai 1831 hat dann noch ein weiterer Bub, der Alois, kurz aufgeflackert, ist aber vor Jahresende wieder verloschen. Jetzt war die Lebenskraft der Agnes wohl erschöpft, zwar erblickt in der Christnacht, am 24. Dezember 1832 noch ein Mädchen, die Kreszentia das Licht der Welt, schafft es aber nur bis in den Sommer des neuen Jahres. Auch die Mutter kommt nicht mehr richtig aus dem Kindbett. Am 8. April 1833 ist dem Bartl dann auch die Agnes gestorben, an Schlagfluss (Schlaganfall). Jetzt hat er ein ganzes Jahr gebraucht, für sich eine Frau und den sechs Kindern eine neue Mutter zu finden.

Die Juliane Waldner vom Stofanell hat sich dann gefreut oder auch erbarmt. Am 2. Juni 1834 ist sie im gereiften Alter von 33 Jahren mit dem Herrn Schullehrer Bartl vor den Altar getreten. Endlich wieder eine Frau im Haus bei den sechs Kindern. Ein eigenes Kind wollte die Juliane aber schon auch, und so ist am 14. März 1835 noch der Josef zur Welt gekommen, aber auch gleich wieder gegangen. Und die Mutter hat er mitgenommen. Am 18. März 1835 ist sie im Kindbett verstorben.

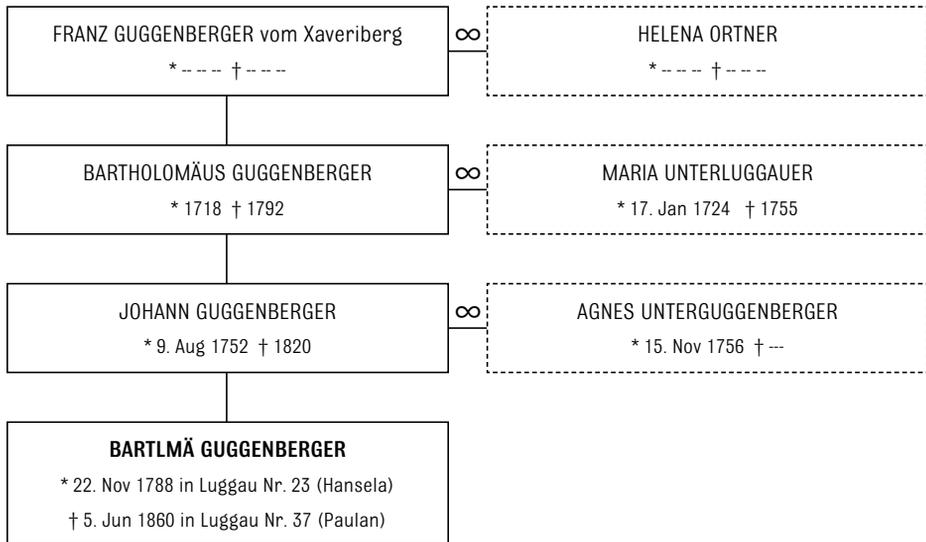
Ungebeugt sucht der Bartl weiter, am 25. Jänner 1836 führt er die damals 38-jährige Franziska Senfter aus Abling im Osttirolerischen zur Hochzeit in die Luggaue – er selber ist jetzt 48. In diesem Jahr, am 6. Dezember, hat er mit dem zweiten Josef mehr Glück – der wird später Hutmacher. Von den Töchtern bekommt 1851 die Anna (in den Matriken heißt das dezent: „natürliche Mutter des ...“) einen Buben, Josef, der aber im gleichen Jahr wieder stirbt, und 1853 kommt von der Agnes („natürliche Mutter des ...“) noch ein Peter dazu. Am 4. September 1852 muss Bartl auch noch seine vierte Frau begraben, er selber lebt noch weitere acht Jahre als Witwer, Vater und Großvater und immer noch Schullehrer im Haus.

Bevor wir aber Bartls Nachfolger kennenlernen, wollen wir doch noch auf dessen Abstammung zurückschauen, soweit uns eben Aufzeichnungen verfügbar sind: Seine Abstammung führt, wie schon erwähnt, zum heutigen Hof des Hansela-Bauern, wo Bartl am 22.11.1788 als zweiter Sohn des Besitzers Johann Guggenberger geboren wurde.

Bartls Vater Johann ist am 9.8.1752 am Hansela-Hof zur Welt gekommen, als Sohn des wieder Bartholomäus Guggenberger, geboren 1718 am Hansela-Hof. Dessen Vater Franz Guggenberger (nach anderer Angabe „Andrä“), verheiratet mit Helena Ortner, soll nach mündlicher Überlieferung vom Xaveriberg, St. Lorenzen, abstammen und hat auf den Hansela-Hof eingeheiratet.

Eine weitere mündliche Überlieferung scheint noch berichtenswert: Zum Hansela-Bauern (nach heutiger Namensgebung) gehörte in der Vorzeit auch das Grundstück, auf dem heute das Kloster und die Wallfahrtskirche stehen.

AHNENTAFEL BARTL



Noch heute reicht ja Hansela Feld bis direkt an die Klostermauer heran, wo deutlich ersichtlich das Gelände für Kloster, Kirche und Kirchplatz aus dem leichten Hang abgegraben zur einzigen ebenen Fläche in Luggau gestaltet wurde.

Laut Gründungslegende der Wallfahrt Maria Luggau war es die arme Bäuerin „Helene“, der im Jahre 1513 bei der Arbeit auf ihrem Acker die Jungfrau Maria erschien und ihr den Auftrag erteilte, hier an diesem Ort eine Kirche zu erbauen. Zuerst ist es nur ein Bildstock geworden, aber schon mit dem Gnadenbild, das heute noch, prunkvoll bekleidet, im Zentrum der Kirche verehrt wird.

Genealogisch kann die „Helena“ nicht zweifelsfrei zugeordnet werden, aber in den Genen müssen wir mit ihr zwangsläufig Gemeinsamkeiten aufweisen, die doch nicht hoch genug einzuschätzen sind! Als direktere Nachfahren der Helena können sich heute zwei Luggauer Familien fühlen, um nicht „streiten“ zu sagen. Der Hof von damals soll ein Doppelhaus gewesen sein, später ist es zu einer Teilung gekommen. Das ursprüngliche Haus wurde zugunsten von zwei getrennten Anwesen, dem heutigen Hansela-Hof und dem Vorbeter-Hof, abgetragen. Hansl jedenfalls ist bei Grabungsarbeiten neben seinem Haus auf Mauerreste eines älteren Gebäudes gestoßen. Ha! – Das wäre doch ein Argument, das auch uns ein wenig näher rücken könnte an die Seherin Helena – oder?

DAS HAUS UM 1900



um 1925, Aufschrift: »Paul Guggenberger Gemischte Warenhandlung«

Davor aber noch ein Blick auf Paulan Haus, wie es zu der Zeit vor dem Umbau da steht und auf frühen „fotografischen Abbildungen“ noch zu sehen ist. Es wird wohl anderen Häusern in der Luggau recht ähnlich gewesen sein. Rechteckiger, fast quadratischer Grundriss. Unten herauf, angepasst an die Hanglage nicht ganz unterkellert, sondern nur der Raum vorne heraus, der Geschäftsraum, aus Steinen aufgemauert. Erdgeschoß und erster Stock hinter Kalkputz auf Lattengerüst versteckte Zimmermannsarbeit. Von außen betrachtet entsteht so der Eindruck eines vom Keller bis zum Dach solide gemauerten weiß gekalkten Hauses. Der Dachboden vermutlich noch nicht ausgebaut – nur eine Luke – darüber ein Holzschindeldach mit leichtem Schopfwalm.

Der Stall mit darüber in Holz aufgebautem Stadel und Werkstatt liegt, wie bei den anderen Höfen auch, gegenüber – Osttiroler Paarhof-Bauweise.

Die Raumaufteilung innen hat man nicht lange überlegen und planen müssen, die war überall ziemlich gleich. Der Keller ein nicht unterteilter Raum, mit der Kellertür vorne hinaus, daneben ein kleines Fenster. Oben hangseitig das Haustor, Vorteil der schon erwähnten Hanglage, ebene Flecken gibt es ja nicht, gerade

hinein in die Labe (auch „Vorhaus“). Die Labe, sehr geräumig, ist immer fast zimmerbreit und geht durch bis zur vorderen Tür, dem Zugang zum Abort, der immer außen angebaut ist und damit direkt und praktisch über der „Grube“ thront. Auf der linken Seite gleich hinter dem Haustor der Erdäpfelkeller, links dann die Stiege hinauf in den ersten Stock und vorne die Kuchl, der wichtige Wirtschafts- und Hauptaufenthaltsraum, direkter Nachfolger der bergenden Höhle und am liebsten würde man hier auch gleich schlafen. Auf der rechten Seite zuerst eine kleinere Kammer und vorne, der Kuchl gegenüber, die Stube. In der Kuchl ist es immer warm, in der Stube nur im Winter, oder wenn Brot gebacken wird – einen weiteren Ofen gibt es nicht im originalen Bauernhaus. Prunkstück der Stube ist ja der Ofen. Nicht weil er so prächtig gekachelte wäre wie in Adelshäusern, sondern weil er in der kalten Zeit die wärmende Seele des Hauses ist. Befeuert und bei Bedarf mit Brotlaiben beschickt wird der Ofen von der Labe aus. Im ersten Stock die gleiche Anordnung wie unten, nur sind es da die Kammern, in die man sich „zum Liegen“ zurückzieht. „Gewohnt“ wird ja nicht, wann denn auch, entweder man „liegt“ oder man ist bei der Arbeit.

Die Einrichtung ist einfach und gediegen. In der Kuchl der meistens gemauerte Herd, aus der eisernen Herdplatte lassen sich die konzentrischen Herdringe herausnehmen, dass man eine Pfanne auch direkt über dem Feuer aufsetzen kann. Eine weitere Öffnung in der Herdplatte birgt den versenkten Wasserkessel, damit steht immer Warmwasser bereit. Neben dem Herd auf einer Bank die Waschschüssel. Auf der anderen Seite das Spülbecken und die Kredenz mit Töpfen und Pfannen. Vor der hölzernen Eckbank gegenüber, der große Bauertisch. Auf massivem Gestell mit Fußraste die ausladende Tischplatte aus Hartholz. Da herum müssen alle Platz haben, die im Haus leben und arbeiten. Für jeden Platzinhaber steckt in einer Lederschleife unter der Tischplatte sein sauber abgeleckter Löffel. Gegessen wird nicht aus Tellern, sondern aus der Pfanne, die die Hausfrau auf den Tisch gestellt hat. Was noch Platz haben muss in der Kuchl, ist die „Holzlade“, warum dieser Beistelltisch mit Unterfach „Lade“ heißt, ist nicht ganz klar, vielleicht weil unter dieser zusätzlichen Arbeitsfläche das Herdholz „abgeladen“ wird.

In der Stube der Tisch wird seltener gebraucht, ist auch mit einem bestickten Tischtuch bedeckt und hat mehr Repräsentationscharakter. Der Bauernkasten birgt die Wäsche-Schätze der Hausfrau, ihre Tracht und den Sonntagsanzug des Bauern. Am wichtigsten ist in der Stube die Ofenbank, die sich auf zwei Seiten um den in der Ecke stehenden Ofen zieht. In den Kammern steht für jeden Erwachsenen ein Bett, daneben im Nachtkastl das unentbehrliche „Kachile“, der Topf für die Notdurft zwischendurch. Die Mägde haben noch ihre Truhe. In die Truhe wird emsig gesammelt, was einmal eine ordentliche Aussteuer werden soll. Das ist der ordentliche Hausrat, was mehr ist, ist schon Luxus.

DIE LAWINE

Von der Lawinenkatastrophe 1909 sind uns vier schriftlich abgefasste Dokumente überliefert – hier ohne weiteren Kommentar wiedergegeben. Einzelne Unstimmigkeiten deuten darauf hin, dass es ziemlich durcheinander gegangen sein muss. Trotzdem ergibt sich gerade wegen der verschiedenen Blickwinkel ein bedrückendes Gesamtbild der Katastrophe:

1. SCHILDERUNG VON THOMAS TIEFENBACHER (UNSER CHRONIST)

„Die Lawinenkatastrophe am 1. März 1909 in Maria Luggau“

Am 25. Februar 1909 begann es zu schneien, stöberte die darauffolgenden Tage mit geringen Unterbrechungen fortwährend. Am 27. Februar trafen drei Kapuzinerpatern aus Brixen ein und eröffneten am 28. hier die Volksmission. Es schneite fort, Tag für Tag. Montag gegen 11 Uhr 15 in der Nacht brach droben in den Bergwiesen Käserbach und Hochrießen eine Schneelawine los, wälzte sich hinunter nach Tratten, riss das Futterhaus und die neu modern erbaute Tischlerwerkstätte des Paul Guggenberger fort, tötete den darin schlafenden Tischlergesellen Michl Mair aus Sterzing, riss das uralte Bierwirthshaus fort, tötete die alte Bierwirtin, Maria Unterluggauer, geb. Furtschegger, wie deren Tochter Frau Oberlehrer Maria Geißler samt drei Kindern: Johann, 3 Jahre, Amalia, 2 Jahre und Josef, 2 Monate alt, ferner die 32 jährige Magd Maria Obererlacher von Eggen. Dann riss die fürchterliche Masse auch das Bäckwirthsfutterhaus und die Mühle weg, zerstörte die Tischlerkeusche, dröhnend schoss sie über die Tratten die Gail stauend bis an den Fuß des Rauterberges, wo sie endlich zum Stehen kam.

Als die Oberluggauer das entsetzliche Ereignis gewahr wurden, schlugen sie Lärm und flüchteten ins Kloster; ebenso die Bewohner von Tratten und Seire. Gegen Mitternacht läutete es mit allen Glocken Sturm.

Angst- und Hilferufe, Weinen, Jammern, Beten und Klagen hallten in die stockfinstere, grausige Winternacht hinaus. Vom Himmel fiel Schnee haufenweise hernieder; wirklich, als wenn er offen wäre.

Der Erste, der sich auf rätselhafte, ja wunderbare Weise selbst rettete, im Dunkel der Nacht auftauchte, war Oberlehrer Johann Geißler, Bierwirt. Als die Lawine den Dachboden des Bierwirthshauses fortgerissen und die Zimmerdecke zerstört

hatte, erwachte Geißler, kroch schnell durch eine Öffnung hinaus, gelangte im Schlafgewande völlig unbewusst hinauf zum Richterbauer. Dort erst wurde ihm die schreckliche Lage bewusst. Hätte er noch wenige Minuten gezögert, so wäre auch er ein Opfer der Lawine geworden.

Die Überbacher, die sich zuerst an die Unglücksstelle wagten, fanden gleich die Bierwirtin tot auf und trugen die Leiche zum Bäckerwirt. Weitere Suche wagten sie nicht mehr und mit Recht.

Die Frauen Barbara und Agnes Guggenberger von Raut Nr. 4 in der Tischlerkeusche konnten von Josef Ortner, Anton Winkler und Josef Rauter gerettet und nach Überbach gebracht werden. Agnes Guggenberger starb aber gleich nach der Bergung zufolge innerer Verletzungen.

Um 1/2 5 Uhr früh ging wieder eine Lawine über Tratten nieder und riß die Mühlen der Oberluggauer weg. Vom Turme ertönten abermals die Sturmglocken. In derselben Nacht drang eine Lawine über den Wald der Überbacher dem Richterhaus zu, versetzte alle in Todesnöte, richtete aber keinerlei Schaden an.

In Eden röllte sich eine Schneemasse los, überstürzte und nahm das Erschbaumer Futterhaus mit sich fort, schob sich weiter durchs Prünsterbachl, die Gail überquerend auf die Schattseite. Die Rinder, die im genannten Futterhaus an der Kette lagen, verblieben darin, mussten aber teils an der Stelle, teils überbracht nach Tiefenbach Nr. 2 notgeschlachtet werden.

In Sterzen bewegte sich eine Lawine dem Antoniuskirchl zu, gefährdete das Haus Nr. 2. Die Bäurin Agatha Strieder, die im Freien dem Sturmläuten zuhorchte, schlüpfte gerade noch rechtzeitig ins Haus zurück, ehe die Lawine zu Tal stürzte.

Im Seirerbach ging eine Lawine nieder, drang ins Haus Nr. 38 in Labe und Stube ein. Die Bäurin konnte sich dadurch retten, indem sie auf den Ofen sprang.

Als es Tag wurde am 2. März sah man erst, was die Unglücksnacht angerichtet hatte. Es schneite immer noch fort. Die Männer, die herbeigekommen waren, arbeiteten an der Bergung der Verschütteten. Nach kurzer Suche fand man das Kind des Oberlehrers Geißler tot auf, etwas später die Älteste Tochter Johanna, heute Frau des Alois Salcher, Sagschneider in Untertilliach unter den Trümmern der Bierwirts Dachkammer in ihrem Bett liegend, bewusstlos, aber noch am Leben. Als ein Bursche (Seirer Schuster) ahnungslos auf ihr Bett trat, erwachte das Mädchen und schrie. Sie war gefunden und gerettet. Man brachte sie zum Bäckerwirt.

2. SCHILDERUNG VON UNBEKANNT

Aus dem Inhalt des von Mami aufbewahren Schriftstückes lässt sich vermuten, dass es sich beim Erzähler um Josef Guggenberger (Furtschegger Pepi) handelt, der später an der Stelle des weggerissenen „Bierwirthshauses Geißler“ sein eigenes Haus errichtet hat:

Das Lawinenunglück im Jahre 1909 in Luggau

Meine Heimat Luggau liegt am Ende des Lesachtales hart an der Grenze zu Osttirol. Eng ist hier das Tal, steil sind die Äcker und Felder und besonders steil sind die sonnseitigen Almhänge und Bannwälder. Wiederholt gingen schon in früheren Zeiten große Lawinen ab und begruben Häuser, Stallungen und forderten Todesopfer.

Viele Wohnhäuser stehen an lawinengefährdeten Stellen, einen wirklich sicheren Platz nimmt nur das Kloster ein. Es kam daher schon wiederholt vor, dass bei großer Lawinengefahr viele Ortsbewohner ins Kloster flüchteten. Unser Heimatforscher, der Bauer Thomas Tiefenbacher berichtete wiederholt schriftlich und in Vorträgen über solche Notzeiten, die viele Luggauer in Angst und Verzweiflung versetzten.

Das letzte große Lawinenunglück ereignete sich am 1. März 1909. Ende Februar 1909 schneite es bei 130 cm. Am 1. März 1909 begann es neuerlich und viel heftiger zu schneien, besonders gegen den Abend zu wurde es auffällig stark. Es war gerade Mission im Dorf. Den Leuten, die nach der Abendpredigt nach Hause gingen, viel es schon recht schwer, heimzukommen, denn der Schnee lag schon sehr hoch.

Um elf Uhr nachts ging vom Langeck nördlich der Ortschaft eine große Lawine ab, durch den Graben des Trattenbaches, der die Ortschaft Luggau teilt. Erst zerstörte die Lawine alle Mühlen oberhalb der Ortschaft, dann das Futterhaus und die Tischlerwerkstätte meines Großvaters Paul Guggenberger, das uralte Bierwirthshaus, das sogenannte Tischlerhäusl und die Mühlen unterhalb. Es kam dann eine zweite Lawine nach, die hinunter bis zur Gail raste und auf der schattseitigen Berglehne noch hinaufstieg und dadurch das Wasser der Gail zum Stauen brachte.

Bald waren die Bewohner der umliegenden Häuser verständigt und sie kamen mit Fackeln zur Unglücksstätte. In der Tischlerwerkstätte übernachtete damals nur zufällig ein Tischlergehilfe. Den fand man erst viele Stunden später weiter

unten tief in der Lawine. Im Bierwirthshaus, in dem der damalige Oberlehrer von Luggau wohnte, gab es sechs Tote. Der Oberlehrer (Geißler) selber kam mit dem nackten Leben davon. Er erwachte im Finstern und fand sich vor Kälte nicht zurecht, begann wie verwirrt herumzutasten und zu wandern und kam endlich zum Haustor des Nachbarn und musste sich alles erst zurechtlegen. Die Frau des Oberlehrers, drei kleine Kinder, die Schwiegermutter und die Magd waren tot. Die fünfzehnjährige Tochter fand man elf Stunden später, tief von Schnee, Holz und Steinen begraben, sie hatte keine Verletzungen und lebt heute noch (Frau Salcher „Strickhanne“).

Im Tischlerhaus konnten wohl die zwei Bewohner geborgen werden, eine starb aber nach einer halben Stunde, während die zweite, das war meine Großtante Barbara Guggenberger, am Leben blieb und sehr alt wurde.

Die Lawine hörte man kaum, so dass die Bewohner der Außenortschaften nichts wahrnahmen. Erst als die Glocken zu läuten begannen, wurden die Leute aufmerksam, dass sich etwas Außergewöhnliches ereignet haben mußte. Es war aber eine ganz finstere Nacht, die Wege zu den Ortschaften waren verschneit, kleine Lawinen behinderten das Fortkommen. So mussten die meisten Luggauer den Tag abwarten und konnten erst dann das volle Unglück ermessen.

Ein Bauer vom Guggenberg kam in der Nacht mit einigen Stück Vieh nach Tiefenbach herab. Ihm hatte die Lawine das Stallgebäude zerstört. Einiges Vieh konnte noch geborgen werden und für das suchte er talwärts einen Stall. Aber auch er konnte nicht berichten, wohin die Lawine ihren Weiterweg nahm. Erst als die Sturmglocke läutete konnte man annehmen, dass die Lawine den Weg durchs Dorf genommen hatte. Ein Bild des Grauens bot sich bei Tag den herbeieilenden Menschen. Holzbalken, Bretter, Zäune, Mauerwerk, alles hatte sich wirr durcheinander geschoben. Schrecklich war aber die Ernte des Todes. Lange und mühsam musste man suchen, bis alle Leichen gefunden wurden. Ein Kind wurde besonders lange vermisst.

Voll Trauer und Bangen verbrachten die Bewohner die nächsten Wochen. Die Zeit heilt und lindert, aber vergessen ist dieses schwere Unglück noch heute nicht. Noch leben Augenzeugen, die damals bei den Bergungsarbeiten mithalfen.

Anmerkung: Bannwälder sind streng geschützte Waldgebiete, meist oberhalb von Ortschaften, zum Schutz vor Lawinengefahr und Rutschungen. In früherer Zeit bestand dort strenges Schlägerungsverbot, nur gefallenes Holz durfte entfernt werden. Heute achtet man aus Erfahrung mehr darauf, dass der Schutzwald nicht überaltert, also sorgsam ausgelichtet und immer wieder aufgeforstet wird.

3. SCHILDERUNG

(Sicher handelt es sich beim Verfasser dieses zweiten überlieferten Schriftsücker ebenfalls um Josef Guggenberger, „Furtschegger Pepi“, er könnte die Geschichte anlässlich der Kaufverhandlungen mit Geißler, dem Vorbesitzer der Liegenschaft, erzählt bekommen haben.)

Vor einigen Jahren erzählte ein Sohn der Oberlehrersfamilie (Ingenieur Geißler), die es damals so schwer traf, folgendes:

Er war 1909 als Student in einem Heim in Böhmen untergebracht. In der Unglücksnacht hatte er einen furchtbaren Traum. Er sah sich daheim, es geschahen unheimliche Dinge und er sah seine Angehörigen tot vor sich liegen.

Der Traum war so aufregend, dass er nach dem Erwachen in der Erinnerung daran bitterlich zu weinen anfing und sich nicht mehr zu helfen wußte. Der Herr Präfekt konnte sich das Verhalten des Studenten am Morgen nicht erklären und fragte ihn, was ihm fehle. Er berichtete nun ausführlich von seinem schrecklichen Traum, in dem er fast alle Angehörigen aus Luggau tot vor sich gesehen hätte.

Der Präfekt versuchte den Studenten zu trösten, weil es ja nur ein Traum gewesen sei. Kurze Zeit darauf kam ein Brief, der leider bestätigte, daß der Traum Tatsache war.

In den letzten Jahren baute man wieder an die Stelle, wo die Häuser standen, Werkstätten, sogar ein Wohnhaus steht wieder im Lawinestrich. Vielleicht kommt keine mehr diesen Weg, wir wollen es hoffen und wünschen, denn auch mein Elternhaus steht in diesem Graben und nahe daran vorbei ging die Lawine gailwärts. Die Lawine, der Wildbach nebenan, Erdbeben gefährden unser Dorf, aber es ist die Heimat, die man nicht gerne verläßt.

DIE ZWEITE LAWINE

Mit reichlich Schnee hat sich im Jahr 1966 schon im November der Winter angekündigt. Heuer, hat man gemeint, wird es wieder einmal weiße Weihnachten geben, wie es sich in einer Seehöhe von 1.200 Metern ja auch gehört. „Grüne Weihnachten“ waren ungewöhnlich, in den letzten Jahren aber auch bei uns schon vorgekommen. Heuer, Gott sei Dank, nicht schon wieder. Aber das Wetter war unbeständig, es hat „gesponnen“, wie man hier sagt. Am 3. und 4. November gab es reichlichen und ergiebigen Schneefall. „Auf den nassen Boden“, haben die Bauern gesagt, „besser wär’s, wenn’s vorher gefroren hätte“. Am 4. November schlägt das Wetter um, Föhn bricht ein und der Schneefall geht in anhaltenden Regen über. Viel zu viel Regen, der Schnee wird schwer und hat keine Haftung mit dem nassen Untergrund.

Sie hätte vor dem Finsterwerden noch einmal draußen nachsehen wollen, erzählt Mami später, dann hat sie Artus, ihren Schäferhund und derzeit für sie und die Großeltern einziger Genosse und Beschützer im Haus, in der Labe drinnen heulen gehört. Ganz ungewöhnlich! Sofort läuft sie zurück, um zu sehen, „was denn los ist“. Kaum beim Haustor herinnen, geht schlagartig das Licht aus, draußen ein unheimliches Grollen und Bersten, wenige Minuten nur, dann ist es wieder still, unheimlich still.

Wie der erste Schrecken überwunden ist, eilt sie zum Stubenfenster, das Haustor will sie lieber nicht aufmachen. Dort, wo sie die Werkstatt zu sehen erwartet, reicht ihr Blick plötzlich bis auf den Hang gegenüber. Dazwischen eine braun und weiß gefleckte Masse, Balken, Bäume, Steine ragen heraus. Drüben bei Mitzis Häuschen und beim Pepi liegt die erdige Masse bis zum halben Haus hoch. Natürlich ist die Brücke in den Überbach hinüber auch weg, das wäre ja nicht das erste Mal, aber diesmal ist auch der Graben weg. Angefüllt mit Schnee und Geröll und mit allem, was einmal unsere Werkstatt, unser Futterhaus war, oder beherbergt hatte.

In den Nachbarhäusern gegenüber erlebt man die Mure noch bedrohlicher. Die Werkstatt hat mit letztem Widerstand unser Haus dahinter zwar wie 1909 wieder geschützt, zugleich wurden die Erd- und Schneemassen der Mure aber auf die andere Seite hinüber gedrängt. Bei Tante Mitzis kleinem Häuschen wird der Eingangsbereich weggerissen, die Geröllmassen füllen die Küche und mauern Opa Winkler, der sich gerade dort aufhält bis zur Hüfte ein. Auch beim Pepi drückt es die Haustür ein, Hilda, hoch schwanger, kann gerade noch auf die Stiege nach

oben flüchten. Der Schrecken, vermutet man später, mag wohl die Ursache sein, dass die Zwillinge Martina und Hannerle später mit Behinderung geboren werden. Hilda fühlt sich auch nie mehr ganz sicher in ihrem Haus, die Furcht vor dem Unheil der Naturgewalten bleibt ihr. Tante Mitzi flieht aus ihrem Haus zu Lenz, einmal so existentiell bedroht, kehrt sie auch später nicht mehr in diese Gefahrenzone zurück.

Im Gegensatz zu 1909 gibt es jetzt keinen zupackenden Mann in Paulan Haus, nur eine Witwe, die schon genug an Schicksal zu tragen hatte. Das Erbe des Mannes für den Sohn zu bewahren, dazu hatte sie sich verstanden, jetzt aber stur den Wiederaufbau anzugehen, sah sie nicht als ihre Aufgabe an. Gerhard, wenn er das wollte, müsste es wohl selber in die Hand nehmen. Er kam auch sofort vom Arlberg angereist, fasst die Lage daheim aber eher als Abschied von des Vaters Plänen auf, denn als Aufforderung zu einem Neuanfang in Luggau.

Wieder halfen die Nachbarn, wo sie konnten. Wenig Brauchbares war diesmal aus den Massen der Mure zu retten, das Geröll hatte alles zerdrückt, verbogen und zerknetet. Die Gewehre aus Opapas Waffentruhe fanden sich zu einem Knäuel verformt, ein einziges Stück, eine massive Hobelbankplatte aus steinaltem massivem Holz war soweit heil geblieben, dass man den Sprung in der Platte als reparierbar ansah, der Untersatz war zerschmettert, nicht mehr auffindbar. Heute steht sie auf erneuertem Gestell als Prunkstück in meiner Oberndorfer Bastelwerkstätte und die Ur-Ur-Enkel des Erstbesitzers nageln fröhlich darauf herum. Brennholz gab es genug. Reste des Oberbaues wurden von Nachbarn abgetragen und aufgeschnitten, sodass die Werkstatt nun die Holzhütte füllte.

Durch einige Jahre blieben die Grundmauern noch stehen, der Werkstattboden nun dem blanken Himmel ausgesetzt, die Bachseite mit dem E-Werk war gekappt worden, Generator und Turbine endgültig begraben. Für die Fortführung des Geschäftes wäre ein Ersatz für den alten aber wirksamen Frachtaufzug notwendig gewesen. „Aber, Gerhard, hat das Sinn?“, hat Mami wohl gefragt. Gerhard sah das nicht als sein Ziel an, so rüstete sich auch Mami für einen neuen Lebensabschnitt. Auch mit 60 Jahren spürt sie noch Unternehmungslust genug, noch ein Mal neu anzufangen. Für Paul will sie noch sorgen, bis er sein Studium abgeschlossen hat, Helmut hat nach seinem Studienabbruch eine fixe Anstellung angenommen, Gerhard zieht es nach Amerika und Rosmarie ist im Kloster gut versorgt. Lange genug hat sie durchgehalten, nun, da es die Vorsehung so und nicht anders gefügt hat, fühlt sie sich nicht mehr an Luggau gebunden.

Die Vorsehung, ja, da passt dazu, was ich über Mami noch erzählen wollte. Wir Heutigen, mit unserer Lebensaufteilung in Arbeitszeit und Freizeit, wir verstehen das vielleicht nicht so leicht, aber damals hatte jeder eben nur ein Leben und das

bestand aus dem andauernden Kampf um die Existenz – mit den physisch notwendigen Ruhe- = Schlafpausen dazwischen. Na ja, also zumindest für die Männer hat es schon noch das Wirtshaus auch gegeben – am Sonntag Nachmittag, bis es wieder Zeit zum Füttern war. Den Frauen war statt dem Wirtshaus- der Kirchenbesuch zugestanden: Um 6.00 Uhr die Frühmesse, dann um 9.00 Uhr noch einmal das Amt und um 14.00 Uhr die Segensandacht. Dazwischen war jeweils die Familie zu versorgen. Eingeladen zum Kirchenbesuch waren die Männer schon auch, die „Manderseite“ in der Kirche war ja nicht leer, aber ein Grüppchen hat man immer heraußen vor dem Kirchplatz stehen gesehen, in wichtige politische oder nachbarschaftliche Gespräche vertieft – da hat man sich ausgetauscht und erfahren, was es da und dort Neues gibt. Ins Wirtshaus hat ein anständiger Bauer erst danach dürfen, wenn die Messe aus war und die Frauen sich wieder auf den Weg zum heimischen Herd gemacht haben. Halt! Da war vorher noch das Einkaufen zu erledigen. Sonntag Vormittag, nach der Frühmesse und nach dem Amt, das waren die für die Einheimischen wichtigen Einkaufszeiten. Bei uns hat Mami am Sonntag dann alles zugleich gehabt, die Frühmesse, die Kocherei und die Kinder und zwischendurch immer wieder Bedienen im Geschäft. Nur vom „Amt“ war sie befreit – wie denn auch hätte sie das machen sollen! Uns hat sie sehr wohl in die Kirche geschickt, zum Ministrieren und auch noch zum Segen am Nachmittag, sie selber hat meistens eine begründete Dispens gehabt. Ihre Gläubigkeit brachte sie anderweitig zum Ausdruck, durch Taten und durch einen unerschütterlichen Glauben auch an ihre Mitmenschen. Ich sollte das nicht falsch verstehen, mit Heiligenschein hat das nichts zu tun, sondern das ist eine ganz einfache Rechnung: Wer geben will, der muss auch nehmen können, und wer etwas braucht, der soll auch gerne etwas von sich hergeben. Dann ist allen geholfen. „Schau“, hat sie mir erklärt, „ihr seid doch alle irgendwo in der Welt unterwegs und da und dort braucht ihr jemanden, der euch weiterhilft. Ich kann das für euch nicht sein, also schau ich einfach, wem ich irgendwie helfen kann. Als Gegenleistung hoffe ich, dass der das dann wieder weiter tut, wo er eben kann. Und dann bin ich sicher, dass das bis zu euch kommt und gerade dann, wenn ihr’s braucht!“ Ich hab’ das dann den „Orden vom Geben und Nehmen“ genannt. Ein Geheimorden mit weltweiter Verbreitung und so einfach und geheim, dass nicht einmal seine Mitglieder wissen, dass sie dazu gehören. Wenn man’s so sehen will, wirkt dieser Orden doch sehr oft in Mamis Leben hinein.

Jetzt aber weiter in Mamis Lebensgeschichte: Die Wiener Trafikantin, Käthe Wallner, als „Tante Käthe“ langjähriger Sommergast und schon fast der Familie zugehörig, bietet ihr ihre Tabaktrafik in der Wiener Goldschlagstraße zur Übernahme an, zu sehr erträglichen Konditionen (siehe oben: „Orden vom Geben und Nehmen“). Sie selbst hat vom Trafikantinnen-Dasein genug, will endlich in Pension gehen. Und Mami nimmt an.

Die Auflösung von „Paul Guggenberger’s Handlung“ vollzieht sich dann Ende 1967 recht unspektakulär. Das Bisschen Handel mit Lebensmitteln geht noch weiter, an Eisenwaren und Textilien wird verkauft, was nachgefragt wird, nur nachgeschafft wird nichts mehr. Und eines Tages bleiben die Rollos herunter. Das Standl mit der wichtigen Trafik-Konzession übernimmt im Februar 1968 Rudl, „Rudolf Unterguggenberger, Tabak und Gemischtwarenhandlung“ steht seither stolz drauf.

Mami ist Wiener Trafikantin geworden, zur Trafik in der Goldschlagstraße gehört eine kleine angeschlossene Zimmer/Küche-Wohnung. Umsichtig greift sie zu, als im ersten Stock eine weitere Kleinwohnung frei wird und holt nun auch Paul, ihren Jüngsten, aus Innsbruck zum Weiterstudium nach Wien nach.

Paulan Haus ist plötzlich leer und ausgestorben, belebt sich nur in Ferienzeiten, wenn Mami aus Wien hierher kommt und es dann auch für Kinder und Enkel wieder interessant ist. Die Trafik in Wien führt sie nur so lange, wie es unbedingt erforderlich ist, Gerhard meint, es war 1971, als sie ihre Wiener Tabak-Konzession verkauft hat. Vom Dasein als Geschäftsfrau hat sie genug, jetzt will sie sich mehr um ihre Familie kümmern und auch um das Luggauer Haus. Auf die Frage, wo sie nun denn wirklich wohnt, antwortet sie scherzend: „Ich bin Untermieterin bei der Eisenbahn“. Tatsächlich war sie in der nachfolgenden Zeit viel unterwegs, bei Rosmarie in Klagenfurt, von dort weiter zu den Enkeln nach Salzburg, Notwendiges in Luggau erledigen, dann nach Wien zu Paul – und oft und oft diese Runde weiter. Auch den größeren Sprung zu Gerhard auf seine Ranch nach Amerika hat sie gewagt. Im sonnigen Kalifornien hat sie sich besonders wohl gefühlt, so herrlich warm, fast wie damals in Neapel oder Spanien. Schneller als vermutet hatte sie mit italienischsprachigen Nachbarn Kontakte geknüpft. Gerhard hätte sie gerne auch da behalten, sie aber hatte noch keine Ruhe, wollte ihre Runden weiter ziehen. Für drei Jahre etwa wird sie in Salzburg sesshaft, wo im Hause Kohl neben meinem ehemaligen Dachbodenzimmer eine Wohnung frei wird.

Onkel Pepi wird als umsichtiger Alleskönner aus Luggau zur Sanierung gerufen, ich höchstpersönlich darf einen Einbaukasten eigenen Entwurfes in die Dachschräge einbauen. Die Salzburger Wohnung ist für Mami allerdings mehr eine Zwischenstation, nicht das, was sie sich für die alten Tage wirklich vorgestellt hat. Hier ohne aktive Aufgabe zuwarten, ob sie wer braucht, das liegt ihr nicht. Ingeheim strickt sie zusammen mit Rosmarie an einer ganz anderen Lösung.

In Mamis 75. Lebensjahr, 1983, glückte es endlich, dass deren beider Plan aufging. Wieder muss Onkel Pepi aus Luggau mit Werkzeug anrücken – diesmal nach Klagenfurt. Endlich, endlich! Im Pfortnerhaus in einer Ecke des weitläufigen Klostergartens ist eine Wohnung frei geworden, die schon länger in Aussicht gestellte Quartierzusage der Mutter Oberin für sie als Schwestern-Mutter kann

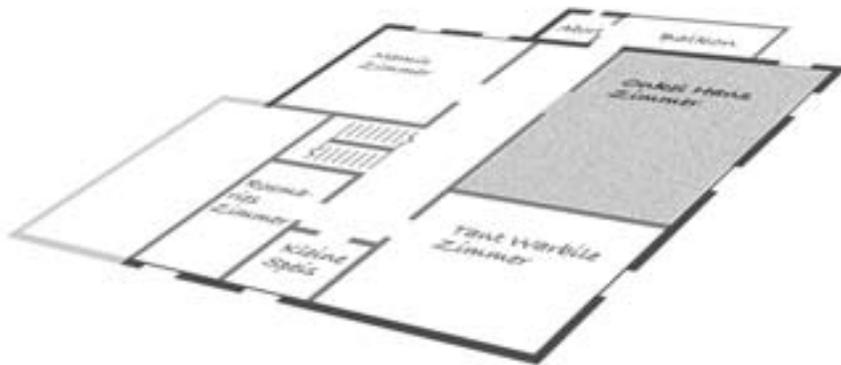
jetzt eingelöst werden. Dolorosa hat ihre Mami wieder, Rosmaries „Schuld“, sie damals in Luggau allein zurückgelassen zu haben, ist getilgt – jetzt beginnt ein neues Leben. Und es wird ein gutes Leben, wie man es sich nur wünschen kann. Wieder vereint mit der Tochter, verständige Partnerin schon in den Jahren, als sie ihre schwerste Zeit durchzumachen hatte – und Aufgaben, in die man sich einklinken konnte, ganz nach Belieben. Gemeinsam betreuen sie die Sakristei, Mami springt auch als Pförtnerin ein, wenn's gebraucht wird und abends kann Dolorosa noch für ein Schwätzchen herüberhuschen, (fast!) ohne die strengen Klosterregel zu verletzen. Hier, wo sich Mami so offensichtlich wohl fühlt, baut sich wie von selber ein neuer Familien- und Bekanntenkreis auf. „Franza“, Dolorosas Mitschwester Franziska wird quasi als Tochter dazu adoptiert. Bewegend zu sehen, wie die erfahrene Röntgeschwester glücklich strahlt, wenn sie sie auch „Mami“ rufen darf. Zu alten Klagenfurter Kontakten kommen neue Bekanntschaften aus dem klösterlichen Umfeld dazu. Eine späte, sehr glückliche Zeit. Das jetzt schon manchmal bedenklich stolpernde Herz schränkt wohl so manche liebe Gewohnheit ein, Kaffee, Schweinsbraten und manche herkömmliche Kost stehen auf der Verbotsliste, eilige Arbeiten auch, aber ihre Zuversicht wird dadurch nicht getrübt.

Das Sterbebildchen von Fürstin Carolina zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, mit dem Datum 20. September 1975, bewahrt sie mit Wehmut auf, selber sieht sie dem Unausweichlichen aber gelassen entgegen: „Es wird kommen, wie es kommt“! Pater Pio aus dem italienischen St. Giovanni di Rotondo, ihr sehr verehrter spiritueller Wegbegleiter, wirkt ja auch schon aus dem Jenseits – dort wird's gut sein.

Am 16. Jänner 1998 folgt sie ihm an diesen guten Ort. Auch das nach ihrer Art „ohne Tamtam!“. Bestens betreut verbringt sie ihre letzten Lebenswochen in der Obhut des Elisabethinenkrankenhauses. Dolorosa und Franziska sind fast ständig bei ihr, beten mit ihr und pflegen sie fürsorglich. Auch jetzt bricht ihr angeborener Übermut nicht – zumindest nicht zwischen den Herzattacken. Zur Fürsorge gehört auch, dass man ihr lebensverlängernde Intensivbehandlung erspart. Das hat mich bei meinem letzten Besuch zu einem falschen Schluss geführt. Ihre Hinwendung zum Jenseitigen habe ich ja gekannt, darüber, dass es wohl ihre letzten Tage seien, wurde auch mit ihr offen geredet – sie wollte ja auch selber nicht unwissend, sondern wohl vorbereitet hinübergehen. In den letzten Tagen war es ihr schlechter gegangen, sehr schlecht, darum hatte mich Dolorosa verständigt. Heute ging es vergleichsweise besser, sehr schwach zwar, aber sie reagiert mit Lächeln auf meinen Besuch, konnte sogar antworten. Ob sie denn schon Sehnsucht hätte hinüberzugehen zu ihren lieben Bekannten und zu Papi im Jenseits, war meine Frage. „Ja, die werde ich schon gern seh'n“, sagt sie leise, „aber jeder Tag, den ich noch hab', ist mir auch recht!“

DAS SCHÖNE ZIMMER

Erster Stock, südwestliche Lage, direkt über der geheizten Stube, das am schönsten gelegene, angenehmste Zimmer im ganzen Haus. Vom südseitigen Fenster geht der Blick ins Dorf hinunter, ins Luggauer Tal sieht man weit hinein bis nach ganz hinten, wo Böden, Weiße Lunge und links hinter dem Kirchturm der Zwölfer die Welt begrenzen. Westseitig zwei Fenster, bieten den Ausblick auf den Vorplatz vor dem Geschäft und die Werkstatt, nach Überbach zu den Nachbarn, oder abends Sonnenuntergang hinter den Tilliacher Bergen.



Erster Stock: Onkel Hans Zimmer

Die Stiege herauf, direkt gegenüber, fällt die Eingangstür schon durch das vom Üblichen abweichende Türschloss auf, über der Klinke ein kleines rundes Messingschildchen mit einem ungewöhnlichen runden Schlüsselloch – was kann das wohl sein? Nun, etwas besonderes eben, wie alles, was wir in diesem Zimmer vorfinden werden. Pforte in eine andere Welt. Im Kloster unten ist das Bischofszimmer auch mit einem besonders schönen Kachelofen, mit Lilien bemaltem Nachttopf und Parkett artigem Boden ausgestattet, hier bei uns das weltliche Pendant dazu, Wohnraum eines die Kunst, die Technik und alles Fortschrittliche liebenden Stadtbürgers.

Die Wände sind nicht geweißelt oder mit Muster gerollt wie unten in der Küche, auch nicht mit Holz getäfelt wie in der Stube, sondern mit Tapete bespannt. Elegant grauer Grund mit feingliedrigem silbrigem Blumenmuster, breite Bordüre unten und ein feines Streifenchen als Abschluss und Übergang zur Decke oben. Die Decke als Prunkstück bietet sich dem im Bett liegenden Beschauer

als architekturmalerische Studie an. Stuckrahmen, mittige Rosette plastisch mit immer gleich bleibendem Schatten imitiert, die Flächen und Eckverzierungen in ausschweifenden phantastischen floralen Ornamenten bemalt. Ein Kunstmaler aus Onkel Hans' Bekanntenkreis hat hier sein Können anschaulich dargelegt. Fast bescheiden wirkt dazu der zwar ebenfalls, aber zurückhaltender bemalte gemauerte Ofen hinter der Türe. Das Mobiliar in diesem Zimmer stammt offensichtlich nicht aus hauseigener Fertigung wie in den anderen Räumen, sondern wirkt in der Auswahl der unserer Landschaft fremden Hölzer und dem Jugendstilartigen Design unbedingt städtisch. Zwei Kästen links neben der Tür, Waschtisch mit geschliffenem Spiegel, zwei Betten mit zugehörigem Nachtkastl nebeneinander, Arbeitstisch mit breiter Schublade, zwei Stühle und ein Thonet-Lesestuhl mit bequemen Armlehnen. All dies in Wiener Werkstätten-Manier reichlich mit Zierleisten, Intarsien und dem kontrastierenden Wechsel zwischen hellen und dunklen Hölzern gestaltet. Dem Bischofszimmer ähnlich, scheinbar gleichen sich da die Gewohnheiten, ist die Porzellanware: Waschschüssel, Krug und Nachtopfartig mit Blümchen geziert.

Auf kleinem Bord über dem Betthaupt das damalige Spitzenprodukt der Radiotechnik, der „Weltempfänger“ von „Ingelen“, ehrfürchtig bestaunen wir auf der grün hinterleuchteten Skala Radiostationen wie Helsinki, Oslo, – Hilversum hatte es mir besonders angetan, das klang wie aus einer anderen Welt. Die Elektroinstallation entspricht nicht ganz städtischem Standard, das kann man ja nicht kaufen, sondern muss mit dem vorlieb nehmen, was das Haus zu bieten hat. Eine Hängelampe nur, in der Mitte der Deckenrosette. Die aber wieder erlesener Jugendstil mit Glasperlenkranz, um den emsig in unendlichem Reigen die Stubenfliegen tanzen. Unschön, wohl eine spätere Einfügung, quert die Stromleitung von dort weg die Decke zur Steckdose mittig über den zwei Betten. Die Originalausstattung wird durch eine Petroleumlampe repräsentiert, die ziseliert, mit originell geformtem Glaszylinder auf dem Arbeitstisch ihren angestammten Platz hält. Zwei aus Bronze gegossene Schlangen bilden mit ihr ein Ensemble. Beide aus mehrfach geringeltem Schwanz hoch aufgerichtet, trägt die linke eine Glasphiole zur Aufnahme eines Blumenschmuckes, die rechte balanciert auf ihrem Zünglein den eingehängten Aschenbecher, dienstbares Angebot für die täglich zelebrierte Cigarette des Zimmerherrn.

Dieses Zimmer finden wir als einziges im Haus immer verschlossen. Selbst wenn der Zimmerherr anwesend ist, ist das zusätzlich angebrachte Schnappschloss – Innenseite des außen sichtbaren Messingschildchens – immer eingehängt. Unliebsame Überraschungen mag er wohl nicht. Nur bei seltenen Gelegenheiten wird uns die Gnade zuteil, seine vielfältigen Utensilien bestaunen zu dürfen – was es da alles gibt! Öffnet Onkel Hans die Schreibtischlade, fallen wir vor Neugier fast

hinein. „Bitte, doch etwas zurücktreten!“ Zwei Barbiermesser mit Perlmuttergriff, mindestens so scharf, wie die züngelnden Schlangen am Tisch. „Damit muss man sehr vorsichtig umgehen!“ Ist uns klar, denn manchmal erscheint Onkel Hans in der Früh mit einem kleinen Fetzen Zigarettenpapieres im Gesicht, das über einer blutenden Stelle pickt. Neben den Rasiermessern zu einer Gruppe geordnet liegen noch das lederne Schleifband und ein zierliches Döschen mit Schleifpaste. Zu alternativer Anwendung daneben das Lederetui mit dem moderneren silbernen Rasierapparat inklusive Ersatzklingen. Aufmerksam interessiert lasse ich mir die Mechanik des auch hier zugehörigen Schleifgerätes erklären: Die Klinge wird in ein Kasettchen eingelegt. Eine Zugschnur bringt innen die Schleifplättchen in rotierende Bewegung. Zwei, drei Mal durchgezogen – und fertig! Säuberlich gereinigt zwei Zigaretten spitze, einer aus Meerscham, der zweite für unterwegs aus bruchfesterem Bernstein. An Schreibutensilien ein schwerer Montblanc-Füller samt Tintenfass und mehrere scharf gespitzte Bleistifte. Kürzere Exemplare werden im Stifthalter weiter verwendet.

Gepflegte Häuslichkeit vermitteln die gestickte weiße Tagesdecke über dem Damast-Bettzeug, weitere Stickdecklein unter allen Gegenständen und die nur leicht geblumten hellen Vorhänge an den Fenstern. Nicht zu vergessen die sauber gefalteten weißen Handtücher, die am Waschtisch bereitliegen.

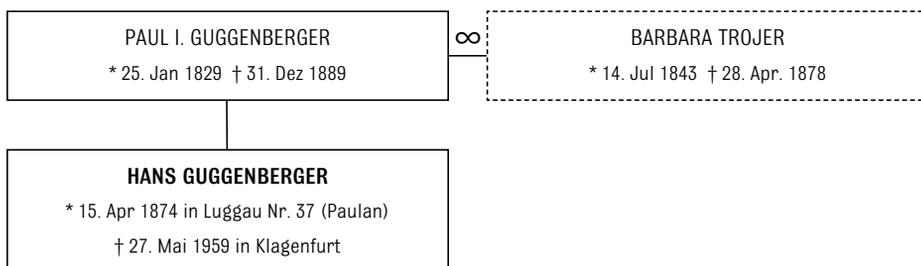
Lebenslanges Wohnrecht im Hause, das war das dem weichenden jüngeren Bruder üblicherweise zustehende Erbe. Warum sich Onkel Hans dazu das schönste Zimmer im ganzen Haus aussuchen durfte, es also nicht dem Hauserhalter zustand, kann ich nicht sagen, aber vielleicht hat der ältere Bruder schon eingesehen, dass für Hans immer nur das Beste gut genug war.

ONKEL HANS



Uns Kindern, wohl auch anderen Mitbürgern in Luggau, zeigte sich Onkel Hans als äußerst distinguierte Erscheinung. Furcht erregend nicht, aber unbedingt Respekt einflößend. Gebildet, lebenserfahren, städtisch, sich stets seiner gehobenen Position als Rechnungsdirektor der Landeshauptstadt bewusst.

AHNENTAFEL HANS



Pedantisch, dieses Wort habe ich im Zusammenhang mit Onkel Hans' Ordnungsliebe zum ersten Mal gehört und hab' dann immer gewusst, was damit gemeint ist. Stets korrekt gekleidet, Anzug mit Gilet, Krawatte, goldene Manschettenknöpfe,

tadellos rasiert vom Kinn bis zum Scheitel erschien er schon zum Frühstück, zog bedeutsam seine Taschenuhr, um klarzustellen, dass er jedenfalls auf Pünktlichkeit besonderen Wert legt. Gepflegte Fingernägel korrespondierten zum Kurzhaarschnitt seiner markanten Glatze. Dies sei nicht nur besonders hygienisch, sondern auch praktisch, erklärte er uns unwissenden Rotzbuben. Ha, ha, ha, Glatze! – Wir haben's halt noch nicht richtig verstanden. Also Hygiene, darum wurden also auch unsere Fingernägel unter die Lupe genommen, was ganz wörtlich zu verstehen ist, denn so ein Instrument in feinem Lederetui hat Onkel Hans auch stets mit sich geführt. Wieder ein Blick auf seine original Schaffhausener, mit der Anzeige der Turmuhr abgeglichen, dann noch die Zeitansage aus seinem Ingen-Radio dazu – man muss doch wissen, wie spät es ist! Die Turmuhr geht schon wieder eine gute Minute vor. Das ist schon tragisch, weil die ganze Bevölkerung läuft nach der falschen Zeit. Schlimm eigentlich – oder?

Nach dem Frühstück schrieb sein Tagesablauf die aufmerksame Lektüre der „Presse“ vor, mit etwas Ungeduld wird der Postbote erwartet, nach dem Mittagessen den Gesundheitsspaziergang, Gesundheit geht vor!, soferne das Wetter es erlaubte. Regen, auch in Tröpfchenform, war nicht gesund. Bei unsicherer Wetterlage wurde der Gehstock aus gebogenem Bambus gegen den gleichartig kunstvoll gefertigten Regenschirm ausgetauscht. Erschien Onkel Hans zum Frühstück als Nick Knatterton verkleidet (wieder diese unverständigen Rotzlöffel), mit Rock, Weste und Knickerbocker in originalem Glenshek-Karo, war ein längerer Ausgang vorgesehen, also entsprechend sportliche Kleidung von Nöten. Die Mütze – unverzichtbar – wurde erst nach dem Frühstück vom Zimmer geholt, man erscheint doch nicht mit einer Mütze zum Essen.

Für Onkel Hans war Luggau Sommerresidenz, wie andern Orts auch – betuchte Römer zum Beispiel – über die heißen Sommermonate in ihre Landhäuser in Castelgandolfo ausweichen. Oder der Papst. Unverständlich sind wir Kinder vom Land ja gegenüber allem, was uns fremd ist und anders, aber doch neugierig auch. Leicht ist uns ein Lachen ausgekommen, aber anders herum haben wir gerne bestaunt, was unser Onkel, eigentlich Großonkel, an Interessantem zu bieten hatte. Eine vergleichbare Persönlichkeit haben wir in Luggau sonst nicht gesehen, auch Wiener Urlaubsgäste, solche hatten wir wohl schon kennengelernt, hatten bei weitem nicht diese weltmännische Lebenshaltung zu bieten, und stolz waren wir schon, dass Onkel Hans ja einer der Unsrigen ist, zu unserem Haus gehört. Auch, dass er im Haus trotz mancher Eigenheiten mit Respekt behandelt wurde, haben wir wohl bemerkt.

„Liebe Pepi, ich werde das Abendessen heute erst etwas später einnehmen.“ Schscht ... ein einziger Blick von Mami zu uns herüber unterdrückt unser kind-

liches Kichern schon im Ansatz. Das ist scheinbar ernst zu nehmen! Die erste Person, die wir in einem noch dazu so „gewählten“ Hochdeutsch sprechen hören. Onkel Hans' Umgangsformen natürlich ganz „alte Schule“. Höflich, zuvorkommend, wenn es nicht seine Bequemlichkeit gestört hat, und über alles informiert. Zur Wertschätzung, die er sich selbst entgegenbrachte, gehörte auch, dass er von allem immer das Beste besaß. „Aber! – nichts Unnützes – Halbwertiges ist immer unnütz.“ So sagte es der Herr Direktor.

Hier im Haus ist Hans knapp anderthalb Jahre nach dem älteren Bruder Paul, am 15. April 1874 zur Welt gekommen. Der Vater, gestrenger Dorfschullehrer, wird wohl geschaut haben, wer sich von seinen Buben als Bester zu seinem Nachfolger eignen könnte. Paul hat ja mehr das Praktische, das Wirtschaftliche geerbt gehabt, aber Hans, der hat schon Grund zu berechtigten Hoffnungen als Lehrer-Nachfolger gemacht. Leicht gelernt hat er, war immer an Wissen interessiert und ein besonders guter Rechner war er schon früh. Praktische Fähigkeiten waren dem eher stillen Buben nicht gegeben.

Die Schulausbildung beim Vater und dann auswärts hat er mit Glanz abgeschlossen und sich in der Fremde gut eingelebt. Sich für den Rest seines Lebens mit den „kopferten“ Buben und den raunzigen Gitschn in Luggau abzumühen, hat er gar nicht zu lange überlegt, zumal ihm bei den Stadtwerken in Klagenfurt eine entwicklungsfähige Position angeboten wurde.

Angeblich hat er auch das Studentenleben schon recht zügig genossen, hier in seinem ihm angepassten Freundeskreis zu bleiben hat er sich besser vorstellen können. Daheim hat ja der ältere Bruder für die Nachfolge gesorgt und eigentlich wollte er dem gar nicht in die Quere kommen. Notfalls war ihm das Wohnrecht im Haus ja ohnehin sicher, aber jetzt eher das Leben genießen mit Freundinnen und Freunden, wie es sich in der Stadt vielfältiger und reizvoller anbot. Trotz Lindwurm wird Klagenfurt wohl ein reichlich verschlafenes Provinzstädtchen gewesen sein, von Luggau aus gesehen aber doch eine Stadt in der großen weiten Welt und wo sich die passende Clique zusammenfindet, kann es wohl auch in einem Provinzstädtchen recht weltstädtisch zugehen. Diese Klagenfurter Clique hat zudem ein Dokument hinterlassen, das über den Ursprung unseres Namens Auskunft gibt. Der historischen Genauigkeit halber muss zwar einschränkend gesagt werden – wie das ja auch bei der Gründungsurkunde Österreichs (ostarichi) nicht besser möglich ist – es handelt sich um die erstmalige schriftliche Erwähnung der Urform unseres Namens. Einer Ansichtskarte aus Barcelona mit dem würdigen Poststempel vom 22. Dezember 1905, bildseitig an allen hellen Stellen mit Schriftzeichen übermalt – also auch kunsthistorisch eine Offenbarung und deshalb hier dokumentarisch abgebildet – lässt sich der dem Chronisten bedeutsame Text der Anrede erschließen: „Lieber Guggi“! Da haben wir's also, warum wir alle, aus-

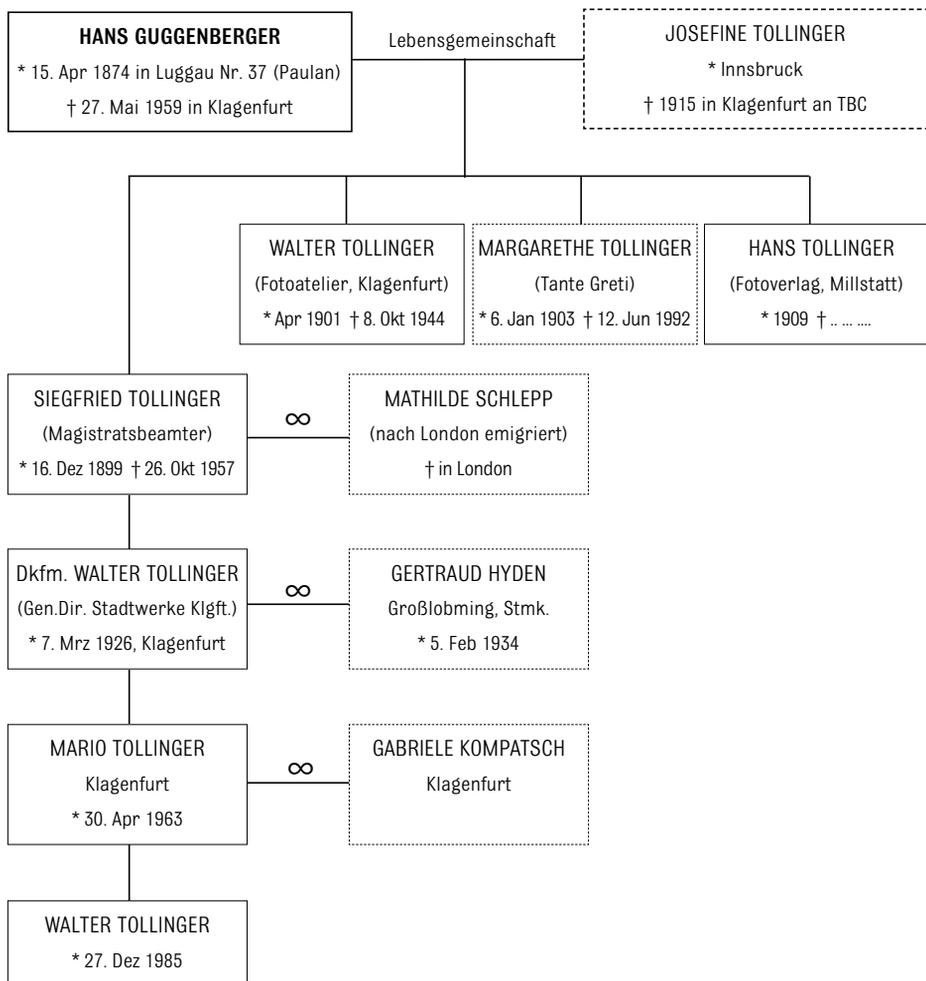
nahmslos und ohne, dass es eines längeren Findungsprozesses bedurft hätte, von unseren Kommilitonen als „Guggi“ angesprochen werden.



Wie ich das erste Mal von dieser zweiten Seite unseres distinguierten Herrn Onkels erzählt bekommen habe, ist mir das Glauben schwer gefallen. Wäre es nicht seine eigene Tochter gewesen, ich hätte es für eine Mähr gehalten. Onkel Hans ein Lebemann – ein bisschen ein Filou sogar?! Dabei waren wir nur zufällig auf dieses Thema gekommen – über den Hausbau in der Feldkirchnerstraße in Klagenfurt. Immerhin eine kleine Vorstadtvilla mit recht schönem Gartengrundstück, das war bei Stadtbesuchen die immer ansprechbare Wohnadresse für Familienmitglieder. Dass sich ein Herr Direktor ein so schönes Haus bauen kann, war mir schon einsichtig. „Nein, das siehst du so nicht ganz richtig“, hat mich Tante Greti da aufgeklärt, „einem Lotto-Treffer haben wir das Haus hier zu verdanken und auch das nur, weil ich diesmal nicht locker gelassen habe, sonst wär’ dieses Geld auch verspielt gewesen“. Unter der pedantischen Oberfläche eine Spielernatur! Ein recht ausuferndes Beziehungs-Durcheinander dazu noch, und besonders auffällig die Angst vor definitiven Bindungen. Vielleicht – recht fesch war er ja wohl – hat er sich der Anfechtungen einfach nicht erwehren können? Seine erste Flucht vor ehelicher Bindung ist in Luggaus kollektivem Gedächtnis haften geblieben: Unser Hans hatte sich in seiner Bedrängnis und Unentschlossenheit nach Luggau zurückgezogen. Dessen ungeachtet hat sich seine damalige Liebe, eine Dame namens Hantsch, mit froh gestimmtem Verlobungstross dorthin auf den Weg gemacht. Hansens Herz – er wird wohl ein diesbezügliches Versprechen abgegeben haben – hat sich plötzlich nicht mehr gefreut, sondern ist

ruckartig in die Hose gerutscht. Und Hans war verschwunden, nicht für die Verlobungsgesellschaft, nicht für jemanden sonst mehr auffindbar. Keine Botschaft, keine Erklärung, nur einfach verschwunden. Als gegen Abend die so geprellte Gesellschaft wieder talabwärts abgerückt war und Tante Rosi in die Kirche eilt, um zumindest dort um Vergebung zu bitten, hört sie plötzlich vom Himmel herunter eine bekannte Stimme: „Rosi, Rosi! Ich bins, da heroben! Sind sie wieder weg?“ Wie sie – von der himmlischen Stimme angerührt – aufwärts schaut, sieht sie Hans von der Glockenlücke am Turm hoch oben herunterspähen. Erleichtert kann sie ihm dann Entwarnung zurufen.

FAMILIENTAFEL ONKEL HANS



Stabiler scheint die Verbindung mit der Tollinger-Tochter aus Innsbruck gewesen zu sein. Immerhin sind dieser Verbindung vier Kinder entsprungen, geheiratet wurde aber nie, aus welchem Grund auch immer.

Hans' zweitgeborener Sohn, Walter Tollinger, gründet in Klagenfurt ein erfolgreiches Fotoatelier, wird aber noch vor Kriegsende von den Nazis wegen seiner abweichenden Haltung verschleppt und 1944 in Graz hingerichtet. Seine Frau Berta führt das Fotoatelier nach seinem Tod weiter.

Der jüngste Sohn, Hans, wird auch Fotograf, er betreibt in Millstatt einen gut gehenden Postkartenverlag. „Echte Fotografie“ steht noch auf den Karten von damals aufgedruckt. Für die gesamte Glocknerregion hatte er Gebietsschutz. Tante Greti hat mich ein Mal dorthin zu Besuch mitgenommen, im Verdacht, die technischen Anlagen könnten mich interessieren. Eine Offenbarung, was da abgelauten ist. Ganze Säle voller technischer Wunderwerke. Die Belichtung meterbreiter Bahnen aus Postkarten bei schummrigem Rotlicht. Entwickelt, fixiert und gewässert wurde in geschlossenen Systemen, bei denen außen nicht viel zu sehen war. Aber der Hochglanz und das Trocknen erfolgte wieder bei Tageslicht, auf großen polierten Metallplatten wurden die Sammelformen herausgebacken, dann beschnitten, gerüttelt, eingeschleift, verpackt. Fabriksarbeit habe ich dort zum ersten Mal in Realität zu sehen bekommen. Am Abend hat uns der Herr Fabrikant in seinem Cadillac noch zum Zirkusbesuch nach Klagenfurt ausgeführt. Ein erlebnisreicher Tag!

Der älteste Sohn, Siegfried Tollinger, war auch im städtischen Magistrat beschäftigt. Seine Ehe ist nach der Geburt des Sohnes Walter leider zerbrochen. Walters Mutter ist vor den Nazis zunächst nach Ungarn, dann nach England geflohen und hat sich über die lange Zeit Vater und Sohn entfremdet, wird erzählt.

In dieser Situation hat dann Hans' Tochter Margarete (Tante Greti) helfend eingegriffen. Auch ihre Ehe war geschieden worden. Selber kinderlos hat sie den Neffen Walter an Kindes statt zu sich genommen und mit ihrem Vater Hans zusammen behütet und aufgezogen. Nach der Ausbildung zum Diplomkaufmann hat Walter später die direkte Nachfolge seines Großvaters als nunmehr Generaldirektor der Stadtwerke Klagenfurt angetreten.

In der durchgestöberten Korrespondenz findet sich eine Postkarte, die sich wegen Mamis Leidenschaft für's Briefmarkensammeln erhalten hat. Da schreibt Walter aus Klagenfurt an Dir. Hans Guggenberger:

Klagenfurt, 24. 3. 1950, Lieber Großvater! Bin in Wien gewesen und machte die letzte Prüfung mit gutem Erfolg. Mittwoch wurde mir das Diplom verliehen u. ist also endgültig das Studium beendet u. bin Dir sehr dankbar für alle Hilfe. Heute früh bin ich hier angekommen u. werde Dir in einigen Tagen ausführlicher schreiben. Grüße bestens alle Verwandten im Hause. Beste Grüße von Tante,

GERHARD

Die väterliche Bestimmung wurde zunächst ja eingehalten: Gerhard, der älteste männliche Nachfolger als Besitzer und Geschäftsinhaber – mit Mami als Bindeglied bis zur vollen Verantwortlichkeit – und eine entsprechende Ausbildung für die jüngeren Geschwister, Helmut und Paul, als mitgegebene Aufgabe. Und Gerhard hat das auch eingehalten. Hat nach entsprechender Ausbildung Besitz und Aufgabe geschultert. Den Laden geführt und die studentischen Fortschritte der Brüder streng aber geduldig verfolgt. Vielleicht kam die Geduld auch mehr von der mittätigen Mutter, aber zur Klage hatten die Jüngeren jedenfalls keinen Anlass. Rosmarie, die Älteste, war ja ein Mädchen, und da sieht die dörfliche Tradition nicht so genaue Regelungen vor. Immerhin war für sie auch ein Wohnrecht in Paulan Haus eingetragen, für den Fall, dass sie wie Gotl keinen Mann akzeptieren will oder kein passendes Kloster findet. Nun, Rosmarie hat ihr Kloster gefunden – und hat sich damit wohl auch nicht ungern der Dienerschaft für ihre Brüder entzogen.

Im Unterschied zum Erzähler meint Gerhard, sich sowohl an Papi als auch an den Großvater Paul erinnern zu können. Der Großvater liegt in seiner Erinnerung auf der Ofenbank in der Stube, mit einem ansehnlichen Schmerbäuchlein, auf das man gelegentlich hinaufkrabbeln konnte. Und aus späterer Erzählung weiß Gerhard, dass neben der Stubentür immer griffbereit Großvaters künstliches Gebiss gehangen sei. Verwendet hat er es aber lieber nicht, weil es ihn beim Essen nur gedrückt und gezwickt hat – vielleicht hat damit seine chronische Magenerkrankung und der daraus entstandene Magenkrebs zu tun. Interessant aber gefährlich war die immer glühende lange Hängepfeife. Eine kleine Hautnarbe an Gerhards linkem Schienbein erinnert ihn noch daran, mit so einer Pfeife schon ein Mal Bekanntschaft gemacht zu haben – das war allerdings Opapas Schmauchpfeife, die vom Großvater mütterlicherseits: Von seinem täglichen Aufsichtsgang heimkommend wird Opapa das Wickelkind zum Aufpassen in die Arme gelegt, liebevoll beugt er sich über das Faschenbündel. Bald aber fängt das Kind zu schreien an, will sich auch nicht beruhigen, ganz im Gegenteil brüllt und kreischt es jämmerlich. Und weil selten eine Drangsal allein kommt, riecht irgendwas in der Küche auch noch angebrannt, sticht ihm ein brenzlicher Geruch in die Nase. Omama wird gerufen, die fühlt sich aber schuldlos, merkt aber, dass der Qualm vom Kindlein ausgeht, löst eilig den Wickel auf und findet so das Unheil, ein Stück Tabakglut, das sich durch die Faschen bis ans kindliche Schienbein durchgebrannt hatte. Mit dem im Krieg stehenden Vater konnte der 1940 geborene Gerhard wohl auch nur eine „Urlaubsbekanntschaft“ gemacht haben. Er meint aber, väterlich an der

Hand genommen worden zu sein und dabei auch den Auftrag empfangen zu haben, sich als Ältester doch um die Kleinen zu kümmern. Wird schon etwas dran sein, denn als „Alpha“ und einziger „Mann“ in der Weiber- und Kindergesellschaft hat er sich durchaus gefühlt und betragen. „Betragen“ meint dabei – zumindest in der Schule – eher „zufriedenstellend“ als „sehr gut“. Und natürlich gehört dazu, dass mütterliche Aufträge eher an die jüngeren Geschwister zu delegieren waren. Besonders, wenn es sich um die häufig üblichen Leihbitten gehandelt hat. Manche Gerätschaft, Lenzens Leiterwagele z.B., gab es eben nur ein Mal im Ort und man musste es sich bei Bedarf dort ausleihen. Wenn man aber die Summe seiner Übeltaten nicht so genau im Kopf hat, kann es ratsamer sein, fremde Häuser nicht ungeschützt zu betreten. Dafür hat man doch den jüngeren Bruder – oder?

Und der jüngere Bruder war praktischer Weise da ein bisschen naiv – eher noch stolz darauf, dass er sich doch traut. Das kann dann auch „ins Auge“, genauer „auf's Ohr“ gehen, wie damals um die Mittagszeit eines ungetrübt sonnigen Tages mit dem Furtschegger Rudl. Furtschegger, das war die zweite von den drei Gemischtwarenhandlungen im Ort, und Rudl, der dortige Älteste und Nachfolger, war wegen seines Jähzornes und seiner handgreiflichen Erklärungen unter uns Kindern allgemein gefürchtet, auch wenn er Tags darauf wieder der gutherzigste Mensch sein konnte – man hat halt nie gewusst, was grade dran war: Vor dem Geschäft glücklich spielend, sehen wir ihn zielstrebig den Weg zu Paulan Haus heraufkommen. Klug hat man sonst einen Umweg genommen oder an's Verschwinden gedacht, aber mein Herz war rein und mein Mut groß, dann kann ich mich nur mehr an heftige Kopfschmerzen und brennende Ohren erinnern – und, dass von meinem großen Bruder weit und breit nichts zu sehen war.

Aber immer noch besser einen „Lauser“ als großen Bruder zu haben als gar keinen. Und gelegentlich gab es ja auch Revanche. Die erste Zigarette z.B. haben wir gemeinsam genossen. Wer von uns beiden sie in Unterluggauers Trafik geklaut hatte, weiß ich nicht mehr, aber vermutlich ... siehe oben. Ausprobiert haben wir sie aber gemeinsam, im zuverlässigen Versteck hinter der Werkstatt im „Hintendraußen“. Gemeinsam überkam uns dann auch das Unausbleibliche: komisches Gefühl im Bauch, bisschen Schwinden und leichtes Würgen. Da konnte ich mit intuitivem Rat aushelfen: Das kommt nur davon, weil wir dauernd ausspucken. Das tun die Großen nicht, wenn sie rauchen. Und man muss immer tief einatmen und alles hinunterschlucken. Das hat der Große dann auch so gemacht. Mami hat den unerklärbar Erkrankten dann liebevoll gepflegt ohne viel nachzufragen. Da war ich dann wieder ein bisschen neidisch.

Weniger neidisch war ich als „Mittlerer“ auf die Rollenzuteilung nach der Geburtsfolge. Bei der häuslichen Aufgabenzuteilung war natürlich der Ältere zuerst geru-

fen, auch wenn der bei der Weiterverteilung durchaus frühe Mangager-Qualitäten bewies. Der landwirtschaftliche Hilfsdienst des „Zuboten“ aber war nicht an Kleinere übertragbar. „Zubote“ – das war der Helfer, der dem Kuhhirten von den einzelnen Bauern – je nach Anzahl der mitgetriebenen Rinder drei oder mehrere Tage – beigestellt werden musste. In aller Herrgottsfrüh gings mit einem Jausenpackerl im Rucksack zur Kuhweide ins Luggauer Tal hinein, mit dem Betläuten am Abend kam die Prozession dann wieder zurück. Wie so ein Tag ausschaut, das hängt ganz vom Charakter und von der Laune des Hirten ab, vergleichbar dem Verhältnis von Schiffsjunge und Kapitän auf hoher See. Mit „Schadan Toni“ hat es Gerhard aber recht gut und erträglich getroffen. Ein erfahrener Hirte, dem die Kühe seine Anordnungen, wie es schien, von den Augen ablesen konnten – oder zumindest von seinem Stecken. Das macht es für den Zuboten natürlich gleich viel leichter, kein gehetztes Herumgetreibe mit unwilligem Vieh, keine verlorenen Rinder, dafür immer Zeit für einen gemütlichen Plausch. So ein Plausch war es auch, der bei Gerhard heute noch in ungelöster Erinnerung haftet – hat er das ernst gemeint – oder was soll ich davon halten?

Um Gerhards Zweifel verstehen zu können, muss man doch das Original „Schader Toni“ ein bisschen kennen: Bauernsohn auf der „Schade“ (etymologisch abgeleitet von „Schattseite“), lebte er als Knecht auf dem elterlichen Hof, Sommers verdingt als Rinderhirte. Als quasi Markenzeichen steckten seine unbesockten Füße unabhängig von Jahreszeit oder Stunde immer in den markant eckigen, knöchelhohen braunen Gummischuhen, die er als Segnung der Neuzeit sich an jedem Zahntag zu Lichtmeß ausbedungen hat. Erzählt hat er gerne, und meistens von seiner einzigartigen Welterfahrung im ersten Weltkrieg, wo er – sonst hatte ja keiner so scharfsichtige Augen – als „Flugbeobachter“ eine scheinbar ranghohe, jedenfalls aber möglichst hohe und immens wichtige Position einnahm. Meistens auf Berggipfeln einsam hinterlassen hatte er auf heranrückende Flugzeuge zu achten und der Stabsführung direkt und unverzüglich Meldung zu machen. Weil da aber nicht jedes Monat wirklich so ein zu meldendes Objekt auftaucht, hat er viel Zeit gehabt für seine eigentliche Bestimmung, das Nachdenken, die Philosophie. Und das war ja beim Hüten später oft ähnlich so, womit wir zu Gerhards Rätsel zurückkommen: Der Tag hat recht verregnet begonnen, dann ist aber doch fleckenweise die Sonne durchgekommen. Die Regenumhänge dampfen ausgebreitet auf einem Stein, man sitzt und genießt die wärmenden, trocknenden Strahlen. Da tut sich über den Köpfen der Hirten ein wahres Wunder auf, ein so prächtiger Regenbogen, wie ihn Gerhard noch nie erlebt hatte, spannt sich über das ganze Tal von der Plenge im Süden bis zu den Lienzer Dolomiten. Sogar der Schader Toni ist beeindruckt, schweigt zuerst andächtig, denkt nach und seufzt dann fast schmerzvoll auf: „Dass die Regierung aso viel Geld für so eppas ausgibt – aber mi studiern lossn, dafür is nix übrig gwesn!“

Für einen künftigen Kaufmann war zumindest die „Handelsschule“ Pflicht. Um dort zu bestehen, meinte Mami, dass zumindest die Hauptschule als Vorbereitung Not täte. So etwas gab's im Lesachtal nicht, also wurde Gerhard im widerspenstigen Kindesalter von 10 Jahren zu Tante Agi nach Greifenburg zwecks Hauptschulbesuches in Obhut und Quartier gegeben. Ab da, die nächsten zwei Jahre, sahen wir uns nur mehr in den Ferien.

Mir hatte man ein zusätzliches fünftes Volksschuljahr in Luggau verordnet – vielleicht unter dem Eindruck der Ehrenrunde, die mein voraus geeilter Bruder in der zweiten Klasse Hauptschule zu absolvieren hatte. Selbst dann auch dorthin verpflanzt, traf mich als erste Erfahrung der Ruf, den Bruderherz inzwischen aufgebaut hatte: „Um Himmels Willen – noch ein Guggenberger“! Für mich war's aber nicht schlimm. Die Rollenaufteilung war ja schon eingeübt, ein „Lauser“ und ein „Braver“. Und die Stellung als Vorzugsschüler (ohne Anstrengung) war ja nicht unangenehm. Zudem hatte ich in allen weiteren Entwicklungsschritten einen bereits erfahrenen Vorläufer. Freunde finden, Mädchen kennenlernen, Tanzen gehen, Fußball spielen, ... und das Heimweh war mit einem Bruder an der Seite nicht sooo schlimm.

Nach zwei Jahren gemeinsamer Hauptschulzeit verließen wir beide Tante Agis und Onkel Sepls Obhut in Greifenburg. Gerhard hatte seiner kaufmännischen Bestimmung an die Handelsschule in Klagenfurt zu folgen (wegen seines zu dieser Zeit entwicklungsbedingt sehr gebremsten Lernwillens wurde es nicht die längere Handelsakademie) und ich wurde von Pater Romedius Hackl als erhoffter Ordensnachwuchs ans Gymnasium nach Volders in Tirol geholt.

TANTE GRETI

In Klagenfurt findet Gerhard in Tante Greti seine verständnisvolle Mentorin. Mit Übersicht und voll Verständnis ordnet sie gelegentlich noch auftretende schulische Störungen, vor allem aber weckt sie seinen schlummernden Ehrgeiz. Sie ist es auch, die ihn an den fehlenden Vater und dessen Pläne mit ihm erinnert. Sie war die letzte aus der Familie, die unseren Vater vor seinem Tod gesehen hat. Vor der Rückkehr an die Front, 1945, hatte er bei ihr in Klagenfurt übernachtet und auch sie konnte ihn nicht umstimmen, diese Fahrt doch nicht anzutreten.

In Tante Gretis Haus begegnet Gerhard zudem der bisher unbekanntem Welt der aus Luggau ausgezogenen Guggenbergers. Onkel Hans ist da – der Bruder von Großvater Paul – in angesehener Position als Rechnungsdirektor der Stadtwer-

ke Klagenfurt. Walter Tollinger, sein Stiefsohn, wird ihm als Generaldirektor der Stadtwerke Klagenfurt nachfolgen. Und weitere Kontakte aus dieser Verwandtschaft, den Fotografen Tollinger z.B., der einen gut gehenden Kartenverlag betreibt. Für den Luggauer Buben also ein Fenster in die große weite Welt.

In der Fremde zu Vermögen und Erfolg kommen! Das war schon uns Volksschülern als akzeptable Möglichkeit angeboten worden, wenn uns ehrfurchtsvoll der bisher immer als selbstverständlich übersehene Obelisk am Kirchplatz erklärt wurde. Mahnmahl an einen Josef Salcher, bedeutender Inhaber einer Schreibfedern-Fabrik und Förderer von Schule und Kloster. Solcher Ehren einst gewürdigt zu werden, das passte schon in unsere Kindheitsträume. Und tatsächlich fand sich auf den Schreibfedern der Oberschule – wir Kleinen hatten ja noch mit Tafel und Griffel zu werken – der Firmename „Salcher“. Das macht natürlich stolz.

Die Zeit wird kommen. Jetzt gilt es, die anstehenden Pflichten zu bestehen. Die Schule ist abgeschlossen und es geht in die Lehrjahre. Mami ordnet den Weg für Gerhard. Das erste Praktikanten-Jahr 1957-1958 wird beim Lieferanten für Eisenwaren, der Firma Klein&Lang in Villach absolviert. Ein weiteres Praktikanten-Jahr 1958-1959 sieht Gerhard im Salzburgischen Thalgau in der Gemischtwarenhandlung Winkler. Rosi, nun verheiratete Winkler, ist Mamis beste Freundin aus den Tagen der Salzburger Lehrzeit als Schneiderin. Dann 1959-1960 noch der Präsenzdienst bei den Feldjägern in der Lendorfer Kaserne in Klagenfurt.

KAUFMANN IN LUGGAU

Ab 1960 weht in Paul Guggenberger's Handlung ein neuer Wind. Jetzt wird nicht mehr geklingelt, wenn man ein Sackl Mehl kaufen will, damit Mami ihre Hausfrauenpflicht liegen lässt und herunterkommt, die Kundschaft einzulassen. Ein frischer junger Mann steht jetzt ganztägig hinter der Budel. Ein Grund mehr, um dringend etwas einkaufen zu müssen. Und: Ordnung muss sein! – zumindest bei Gerhard. Nicht nur Mami holt sich da gelegentlich eine Rüge. Zick-zack und piccobello liegt alles an seinem Platz. Hier wird nicht getrödel und geschwätzt, sondern eingekauft. Ausnahmen kann es geben, aber das bestimmt der Geschäftsinhaber selber. Mami darf aushelfen – immer, wenn es der Sport erfordert. Sport heißt jetzt Schifahren. Geübt wird auf selbst getretenen Pisten, erste lokale Rennen werden bestritten. Aber der Rennsport ist es nicht wirklich. Mehr Zukunftschancen sieht Gerhard als Schilehrer – das gäbe einen sinnvollen Ausgleich für die langen Wintermonate mit wenig Geschäft.

Ein fescher junger Mann im Geschäft weckt wohl auch das Interesse der Schönen im Ort. Nur scheint sich hier das Familienschicksal zu wiederholen, Gerhard in-

teressiert sich partout wieder eher für Auswärtige. In den Ferienzeiten kann ich ihn bei abendlichen Streifzügen wohl begleiten, aber im Herbst, wenn im Kloster der Nähkurs für bildungswillige Jungbäuerinnen aus der weiteren Umgebung abgehalten wird, was macht er denn da für Sachen! Mit dem Sterzer Loisl als Kumpan hatte er sich abgesprochen, den im Kloster interniert schmachtenden Schönen einen nächtlichen Besuch abzustatten. Ich kann nicht sagen, ob er eine Besondere gemeint hätte, ein bisschen Verdacht habe ich schon, aber Gerhard behauptet, nur um das Abenteuer sei es gegangen. Die Patres haben ihre Nähkurs-Gruppe wohl sorgsam bewahrt, der gemeinsame Schlafsaal liegt hoch oben im ersten Stock und alle Zugänge in die „Klausur“ sind Tag und Nacht verschlossen. Der erfinderische Loisl weiß Rat. Über die Friedhofsmauer gelangt man in den oberen Klostergarten, an der sonnseitigen Klostermauer hängt immer noch das verwaiste Obstpalier, das fast bis zu den Fenstern im ersten Stock reicht. Nur, welches der vielen Fenster? Beim Pater Prior zu landen, wäre fatal. „Klopfet an und es wird euch aufgetan“, so Bibel kundig ist Gerhard schon, Loisl hält inzwischen unten Wache. Gerhard klimmt durchs Fenster, im fahlen Mondschein kann er die Schöpfe kaum unterscheiden, setzt sich aber doch zu einer ans Bett. Also doch! Allerdings ist der ganze Hühnerstall jetzt aufgestöbert, das Gekicher und Geraune alarmiert die klösterliche Wachmannschaft, die Eindringlinge müssen schnellstens wieder verschwinden, wie sie gekommen sind. Das wird noch ein Nachspiel haben! Am nächsten Tag, Sonntag, rügt der Pater Prior diese böse Tat vor versammelter Gemeinde von der Kanzel herab, nennt auch die Übeltäter und lässt keine Zweifel daran, dass dies eine große, eine unverzeihliche Sünde sei. Ächtung gar verlangt er in seinem heiligen Zorn. So viel überschießende Reaktion hat Gerhard offensichtlich nicht erwartet, das hat ihn verletzt und getroffen und es hat vieler Jahre bedurft, bis Versöhnung zumindest im Ansatz möglich wurde.

NEUE HORIZONTE

Ich nehme an, dass dieses harsche Erlebnis für Gerhard mit ein Grund war, seine Zukunft zumindest nicht ausschließlich in Luggau zu suchen. Zweite Wahl kommt nicht in Frage. Ziel kann nur die denkbar beste Ausbildung sein und das ist damals unbestritten die Ausbildung zum staatlich anerkannten Schilehrer bei Prof. Kruckenhauer in St. Christoph am Arlberg. Dort nimmt man aber nicht Jeden, sondern will die Besten. Um sich überhaupt bewerben zu können, muss man in einer anderen Schischule als Hilfsschilehrer ausgebildet und geprüft sein und – eben zu den Besten gehören.

An seinen Fähigkeiten zweifelt Gerhard nicht, aber wie es anstellen? Ein erster Hinweis kommt von „Onkel“ Poldi. Onkel Poldi – Leopold Guggenberger – hat es

in der Landespolitik in Kärnten zu einem gesicherten Status gebracht, war später sogar Nationalratsabgeordneter und Langzeit-Bürgermeister von Klagenfurt. Zwar läuft die Guggenberger'sche Verwandtschaft über ziemlich viele Ecken, aber die Luggauer Abstammung vom Paternwirt ist gewiss, und bei den regelmäßigen Familienurlaube in Luggau redet Onkel Poldi Mami als „Tante Pepi“ an.

Zur Ertüchtigung seiner zahlreichen Kinderschar hatte Onkel Poldi auf einem eher lieblich flachen Hang in Luggau einen so genannten Babylift errichten lassen und Gerhard betätigte sich dort bereitwillig als großer Schiapapst. „Das wäre doch überhaupt ein guter Ausgleich für dich“, meinte da Onkel Poldi, „ich kenne da in Heiligenblut den Herrn Schober, Hotelier und Inhaber der Schischule, sehr gut. Soll ich ein Mal mit ihm reden?“. Natürlich sollte er! Und das muss man von Onkel Poldi sagen, er war ein Politiker, dem besonders auch die kleinen Nöte seiner Mitbürger ein herzliches Anliegen waren. Und er hat nicht nur versprochen, sondern auch getan und gehalten. Nur wenige Wochen und Gerhard trifft in Lienz zu einem Vorstellungsgespräch mit Herrn Schober zusammen. Die Erstausbildung zum Hilfsschilehrer im Tiroler Schischulverband im Bundessportheim St. Christoph am Arlberg wird fixiert. Gerhard meint, es sei sein unverdorbenes natürlicher Fahrstil gewesen, der dort die wohlmeinende Aufmerksamkeit von Professor Kruckenhauser geweckt hätte, denn an das Fahren im Tiefschnee von Luggau her gewohnt, hatte sich Gerhard gerne den Schilehrern bei Tiefschneeabfahrten angeschlossen – vielleicht war es aber auch, dass Kruckenhauser den glühenden Ehrgeiz gerochen hat. Wie auch immer – Kruckenhauser will ihn sprechen und stellt ihm in Aussicht, die weitere Ausbildung nach seinem Hilfsschilehrer-Praktikum im Bundessportheim fortzusetzen.

Mit Saisonbeginn im Winter 1964 werden die paar Sachen zusammengepackt, Gerhard übersiedelt nach Heiligenblut, wird im Schilehrern ausgebildet und schließt den Kurs, wie er es sich für die weitere Empfehlung nach St. Christoph vorgenommen hat, als Gruppenbester ab. Schischul-Papst Prof. Kruckenhauser sieht seine Einschätzung bestätigt, und so logiert Gerhard im nächsten Winter, 1965, schon im Bundessportheim St. Christoph am Arlberg. Gerhard scheint glücklich dort, unter der aufmerksamen Beobachtung seines neuen Förderers, Prof. Kruckenhauser, entwickelt er sich auch hier zu einem der Besten, bald werden ihm anspruchsvolle Aufgaben zugetraut. In seiner Ausbildungsgruppe fahren Mitglieder des Rennkaders mit: Egon Zimmermann, Hugo Nindl, Traudl Hecher, Traudl Eder, Christl Ditfurth.

Ein bisschen Protektion strahlt auch auf den kleinen Bruder ab. Ich werde für eine wunderschöne Winterwoche als Gast ins Bundessportheim St. Christoph eingeladen und genieße die wirklich überwältigende Schneewelt am Arlberg. Be-

sonders hat mich beeindruckt, wie wir an der stundenlangen Warteschlange an der Talstation der Valuga-Bahn vorbei in die Gondel steigen konnten. Schilehrer gehen vor!

Im Dezember des nächsten Jahres, 1966, steigt die Abschlussprüfung als „staatlich anerkannter Schilehrer“ am Arlberg. Gerhard schneidet nicht nur als Jahrgangsbester ab, als erster im Team erreicht er die Höchstbewertung „mit Auszeichnung“! Diese Bewertung hat natürlich Folgen. Die ganze Welt liegt im Schi-Fieber, ob in Japan, Kanada oder in den USA, hochklassige Schilehrer werden gesucht. Und St. Christoph, besonders in der Person Stefan Kruckenhausers, ist die weltweit erste Adresse, um Leitwölfe für prominente Schischulen zu finden. Gerhard hat die Wahl und entscheidet sich für die Sun Valley skischool, USA. Sigi Engl und Christian Pravda, ehemalige Renngrößen, werden dort ab der Wintersaison 1967 seine Kollegen sein, die Kennedys, die Pepsi Cola-Erbtochter, die Senatorenngattin Clyda Edwards und viele andere Prominente seine Schüler.

Während dieser besonders schneereiche Winter 1966 am Arlberg für Gerhard den Weg in eine verheißungsvolle Zukunft frei macht, geht daheim in Luggau das Wechselspiel um die Werkstatt in die wohl letzte Runde. Die Lawine, diesmal eine Mure aus Nassschnee, Geröll und zerschmettertem Holz – es hatte plötzlich ausgiebig zu Regnen begonnen – reißt sie mit und verstreut alles darin Befindliche das Bachbett hinunter, einbetoniert in gepressten Schnee, Geröll und Schlamm. Als ob die Luggauer Kaufmann-Vergangenheit ausgelöscht werden sollte. Das Haus, etwas geschützter gelegen, bleibt zwar unversehrt, aber rundherum ist Chaos und Katastrophengebiet.

Gerhard kommt vom Arlberg angereist, um zu sehen und die Lage mit Mami zu besprechen. Jetzt kann man nicht viel tun. Mami wird vorläufig das Geschäft weiter betreiben – die Buben sind ja noch in Ausbildung – und Gerhard wird im Frühjahr wieder heimkommen und dann wird man gemeinsam schauen, wie sich das alles entwickelt. In Luggau sind es wieder die Nachbarn, die versuchen, dem männerlosen Haus etwas zu helfen und verschiedenes noch Brauchbares aus dem Schnee ausgraben, die Trümmer zusammenräumen und Gebäudereste abtragen. Als Brennholz dient die Werkstatt noch für viele zukünftige Jahre.

Tapfer kommt Gerhard im Sommer zurück, aber die Situation hat sich geändert. Das Haus ohne Wirtschaftsgebäude ist nicht mehr, was es war. Allein das Fehlen des Frachtaufzuges ist ein erhebliches Problem. Die Wildbachverbauung wird zwar den Weg neu anlegen, oben im Graben trutzige Sperren gegen neues Unge- mach aufmauern, aber Luggau ist nicht mehr die Zukunft – noch sagt man nicht Vergangenheit.

Mami setzt den Neuanfang. Sehr lange hat sie in Luggau durchgehalten, das „Haus ohne Hüter“ für die Nachkommen bewahrt, um den letzten Willen des Gatten zu erfüllen. Jetzt sieht sie sich durch den Lauf der Ereignisse von dieser Verpflichtung befreit. Einschneidende Wendungen in ihrem Leben hat sie ja schon früher mit Mut zu Neuem bewältigt. „Tante“ Käthi, Stammgast als Sommerfrischler im Haus, bietet ihr die Übernahme ihrer Wiener Tabaktrafik als Alternative an. Goldschlaggasse 98, im 15. Wiener Gemeindebezirk, ein kleines Verkaufslokal mit angeschlossener Eineinhalb Zimmer Wohnung. Eine weitere Garconniere im ersten Stock des Hauses wird auch noch frei, sodass Paul bei ihr wohnen und sein Studium in Wien weiter führen kann.

In Luggau wird das Standl an Rudl verkauft, das Geschäft aufgelöst. Trafiken unterliegen dem staatlichen Tabakmonopol, Konzessionen werden vorrangig an Kriegsgeschädigte erteilt, als Witwe eines Kriegsoffiziers kann Mami ihr Anrecht geltend machen. 1967, ein knappes Jahr nach der Katastrophe, wie schon erzählt, zieht sie nach Wien. Viel umgebaut hat Mami nie, eher das Bestehende bewahrt. Auch Trafik und Wohnung werden weitgehend so übernommen, wie sie Tante Käthi verlassen hat, nur die persönlichen Habseligkeiten ändern das Bild.

DIE ENTSCHEIDUNG

Es ist Winter, 1968, Gerhard ist am Arlberg schon als Schilehrer im Einsatz, und Schilehrer sind bekanntlich noch viel mehr gefährdet als normale Menschen. Die schicke Ski-Elevin Renate Kontrus sieht das auch so, es kommt zu einem Abenteuer, bei dem kein Pater Prior wehrend eingreifen kann, ein Abenteuer mit Folgen – am 18. Mai 1969 kommt Susi in Wien zur Welt. Ein reizendes Mädchen, aber die Ärzte stellen an ihr eine durch Vererbung weitergegebene Krankheit fest – Zystische Fibrose. Nicht heilbar, nach damaligem Kenntnisstand spricht man von einer Lebenserwartung zwischen ein paar Monaten und maximal sieben Jahren. Susis Leben ist von dieser Krankheit geprägt, sie wehrt sich tapfer, auch die Medizin macht Fortschritte. Der Anschluss an die Guggenberger Familie gelingt nur wenig, weil Renate Gerhard nicht verzeiht, dass er sie nicht geheiratet hat. Trotzdem kann Susi uns in Luggau besuchen, auch ihren Vater für einige Wochen in Kalifornien. Das letzte Mal treffen wir Susi bei Mamis Begräbnis 1998 in Luggau. In ihrem 36. Lebensjahr erliegt sie nach zuletzt recht schwerem Leiden ihrer Krankheit und stirbt im Mai 2004 in Wien.

Gerhard wird nun im Sommer in Wien als Trafikant einspringen, freilich nicht mit großen Zukunftsplänen hier. Seine Beziehungen zu Amerika, und dort wohl zu einer bestimmten Person, verdichten sich, „Good old Austria“ tritt in den Hin-

tergrund. 1971 heiratet er ins goldene Kalifornien ein, seine Wahl war auf Clyda gefallen, die ihrerseits aus dem für sie nicht mehr erfüllenden Leben als Gattin eines prominenten Politikers und den daraus folgenden Umständen ausbrechen wollte. Gerhard startet noch ein Mal neu als Rinderzüchter, Inhaber der Charolais-Ranch Guggenberger&Edwards in San Juan Bautista, Kalifornien. Im Sternzeichen des Stieres geboren und ausreichend mit Ehrgeiz ausgestattet, gelingt es ihm von Zuchtjahr zu Zuchtjahr besser, seine gewichtigen Charolais zu Ausstellungserfolgen zu führen. Er war ja von daheim den Umgang mit Rindern, „Reatla“ und „Falchile“, gewohnt. Nach 10 Jahren züchterischer Aufbauarbeit gibt es 1981 im Cow Palace in San Francisco bei der „National Western Stock Show“ den erarbeiteten großen Erfolg, den „Great Champion“. Viele Preise in allen Winkeln der USA folgen noch, bis man dort zur Einsicht kommt, erstmals in der Geschichte der USA, mit diesem Nicht-Amerikaner aus Austria trotzdem den richtigen Präsidenten der kalifornischen Charolais-Züchter gefunden zu haben. Das bewährt sich, und es gibt nachfolgend als noch erstmaligeres Ereignis in den USA diesen Nicht-in-Amerika-Geborenen als Direktor der „International Charolais Assotiation of USA“.

DIE RANCH IN KALIFORNIEN

Der Onkel in Amerika und seine Ranch entwickeln sich zum Traumziel aller Nichten und Neffen. Nachdem Christoph auf Einladung Gerhards den Anfang gemacht hat, scheint die Reise nach Amerika quasi zum Initiations-Ritual geworden zu sein. Gerhard nimmt sich für seine Besucher, ob Neffen oder Nichten, Bruder oder Mutter viel Zeit, nimmt die einen mit zu geschäftlichen Ausfahrten, die anderen ins Disneyland, je nach Interesse.

Immer noch weigert sich Gerhard, die amerikanische Staatsbürgerschaft anzunehmen, er würde damit nämlich seine österreichische Staatsbürgerschaft verlieren. Jetzt aber ist er zu einer so wichtigen Person geworden, dass er sich um eine Prominenten-Doppelstaatsbürgerschaft bewerben kann. Wieder so ein Anliegen, das auch dem schon vorgestellten Onkel Poldi zu Ohren kommt. Ja freilich, da kenne ich doch den NN in der Kärntner Landesregierung und auch den NN im Ministerium, alles gute Freunde von mir ... ! Erfahren koordiniert er die Vorgangsweise. Und so ganz zufällig platzt Altbürgermeister Leopold Guggenberger punktgenau in das alles entscheidende Gespräch im Büro des Landeshauptmannes herein. „Beziehungen hat man, um sie nicht auszunützen“, das ist seine politische Einstellung, „außer, es geht um die Anliegen von Menschen, die sich mir anvertraut haben“.

Einen vielleicht einmal wichtigen Kontakt zu Kalifornien zu haben, scheint auch dem Kärntner Landeshauptmann Jörg Haider interessant und er unterschreibt 2003 mit dicker Feder den vorgelegten Antrag. Und dann liegt die Erledigung schon in Kalifornien vor, noch bevor Gerhard von seinem Österreich-Urlaub zurück ist. Hartnäckig und zielstrebig wie immer, kann sich Gerhard nun nach Belieben einen gestandenen Österreicher oder einen echten Amerikaner nennen. Einen Wermutstropfen aber teilt er sich brüderlich mit Governor Arni Schwarzenegger: Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika wird er nicht werden können, weil in der Geburtsurkunde unbestechlich immer noch ein kleines österreichisches Örtchen steht. Und da sind sie eben ein bisschen eigen, die Amerikaner, auch wenn sie sonst von Sport durchaus mehr halten als von Historie.

Ja, Sport war das mögliche Sprungbrett. Die ersten Versuche als Fußballer sind wohl nicht so durchreißend gelungen. Da waren mehr die Brasilianer vorne dran, aber der alpenländische Schisport war zur Gerhards Jugendzeit sehr im Aufwind. Für den gesettelten Rancher dann allerdings nur mehr gepflegtes Freizeitvergnügen, auch wenn eine Bandscheibe nach der anderen stillgelegt werden musste. Immer noch konnte man ja Rekorde im Heli-Skiing im Resort des befreundeten Mike Wiegele in Kanada aufstellen. Fünfzehn Mal rauf und runter an einem Tag – Tiefschneefahren war ja Pflichtfach am Arlberg – und im weichen Pulverschnee haben auch die Rückenknorpel nicht so heftig protestiert. Eher schon beim Tennis. Da natürlich nicht die Aufschlagkanone, aber ein zäher Durchhalter – und immer ging die Kondition zuerst auf der anderen Netzseite aus. Um gegen ihn zu gewinnen, musste man also unbedingt schnell machen. Sport gab's aber auch vor dem Fernseher. „Vor“ bedeutet dabei die Matte vor dem TV-Gerät, auf der alle sportlichen Ereignisse mit Stretch-Übungen begleitet wurden – eben wegen der Kondition, die man so auch durch Fernsehen fördern kann.

Und es war nocheinmal das sportliche, eben das schifahrerische Umfeld, das eine zusätzliche Weiterung in Gerhards Leben brachte: Jennifer! Dazu ein bisschen Vorgeschichte:

„Erfinden“ wurde das alpine Schifahren, wie könnte es anders sein, ja von ein paar schrulligen Engländern – des reichlicheren Schnees wegen, hier bei uns in den Alpen. Erste österreichische Schi-Pioniere pflügten mit ihren schweren Holzbrettern die Hänge in der niederösterreichischen Ötscher-Gegend. Erst danach kamen Kitzbühel, Arlberg und was heute eben sonst noch als Schiregion gilt! Mit fortschreitender Technik in Material und Fahrstil war aber das Ötscherland bald vergessen, speziell im Tirolischen wandelte sich der „Sport für Spinner“ zu einer marktwichtigen Attraktion und die bergsässigen Österreicher entdeckten, dass sie ja eigentlich schon immer mit Schiern an den Füßen geboren worden waren, nur dass es bisher niemandem aufgefallen war. Jetzt aber war man aufgewacht

und jetzt war man entschlossen, diese angeborene Fähigkeit in keinem einzigen Alpenkinde mehr zu übersehen, sondern nach Kräften und nach bestem Wissen zu fördern. Fördern heißt natürlich Schule. Kein Pimpf, war er auch noch so schwächling, entkam dem nunmehr obligatorischen Schulschikurs. Notwendigerweise verbreitete sich ein ganzes Netz an Schischulen über das gebirgige Schneesland. Hoch angesehen, nicht nur bei der Damenwelt, die sportlich-schnittigen Schilehre als Priester der neuen Konfession. Wo es aber Priester gibt, braucht es auch einen Papst. Nicht unverdient wurde dieser Titel „Schipapst“ erstmals dem Leiter des Bundessportheimes St. Christoph am Arlberg, Prof. Stefan Kruckenhauser, zuerkannt. Hatte er doch mit seiner „Schule des Wedelns“ die ganze Schiwelt revolutioniert und, wörtlich zu verstehen, ganz neu auf die Beine gestellt.

Als Papst nun hatte Kruckenhauser nicht nur den Arlberg, sondern quasi missionarisch die ganze Welt im Blick zu haben. Wie einst die christlichen Glaubensboten von irischen Stammklöstern aus in die ganze Welt geschickt wurden, entsandte nun Schipapst Kruckenhauser seine besten Kräfte in entwicklungshungrige Weltgegenden wie Japan, Kanada oder Amerika.

Eine dieser Schi-Missionsstationen hatte Mike Wiegele in den Canadian Rockies gegründet und zu einem sehr erfolgreichen Heli Skiing Resort ausgebaut. Nun, nach 35 Jahren Aufbauarbeit, lud Mike alte Freunde und Personen, die sich um den Aufbau der Schiindustrie in Europa und Amerika besonders verdient gemacht hatten, eine handverlesene Gruppe von Tiefschnee-Enthusiasten, zu einem großen Fest ein. Eine ganze Woche lang sollte mit Heli Skiing, Partying, lauschigen Kamingesprächen und so gefeiert und wohl auch reminisziert werden. Einer der geladenen Freunde war Pepi Stiegler, Goldmedaillengewinner von Innsbruck 1962. Mit ihm fand Gerhard sofort einen gemeinsamen persönlichen Anknüpfungspunkt: Paul Guggenberger's Handlung. Pepi Stiegler kannte das Haus, hatte es in guter Erinnerung aus eigenen Jugendtagen. Als Markstein für das Ende der Plage, wenn er einige Male als Mitglied der Pilgerschar aus seinem Geburtsort Oberlienz über den Kofel vom Guggenberg herunter kommend sich jetzt am Ziel des langen Weges wusste.

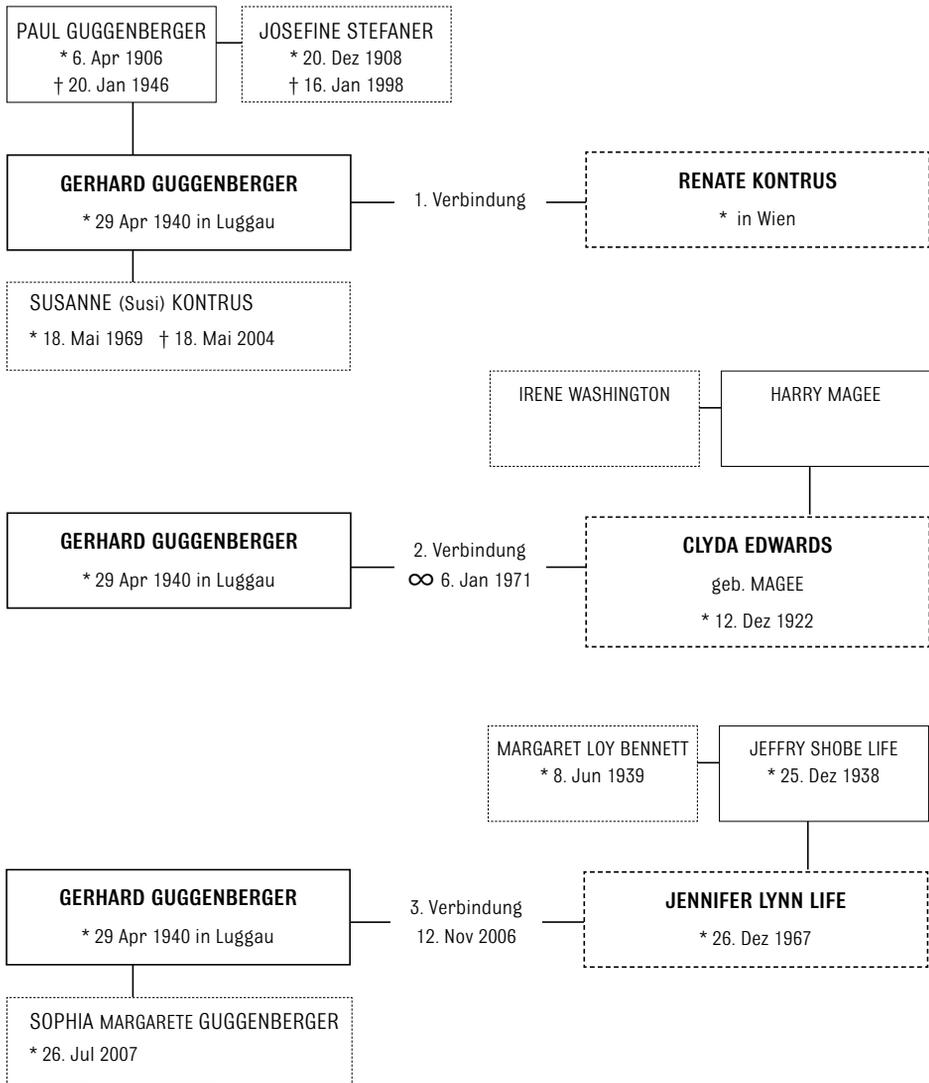
Aber nicht nur mit Pepi Stiegler fand sich im fernen Kanada diese Maria Luggau-Verbindung. Auch Mike Wiegele selber war nicht fernab, in Feistritz im Gailtal, zur Welt gekommen. Von seiner Mutter erzählte er, dass sie jährlich ihre Wallfahrt nach Maria Luggau absolvierte, um Segen für ihre Familie und ein bisschen wohl auch für sich zu erbeten. Natürlich hatte man von so einer Wallfahrt auch immer etwas an geweihten Devotionalien für die Lieben daheim mitzubringen, ein Kreuzl, ein Prevele oder gar einen Rosenkranz und ein Betbüchl. Da war Mutter Wiegele aber sehr genau, diese wichtigen Segensbringer wollte sie nicht irgendwo draußen vor dem Torbogen erwerben, sondern kehrte immer und nur beim

einzigem Standl innerhalb des Kirchplatzes zu, dem SERVITENSTANDL. Dem Orden, der die Wallfahrt in Maria Luggau betreut, wollte sie damit direkt ihr mühsam erspartes Geld zukommen lassen. Das ist ein guter und ehrsamer Gedanke und sie konnte ja nicht wissen, dass das Servitenstandl nicht von den Serviten, sondern von Rosina Guggenberger, unserer „Gotl“ geführt wurde. Die hat sich aber sicher auch gefreut über die treue Kundschaft und hat sie ganz gewiss in der Auswahl des richtigen Anhängsels gut und fachkundig beraten.

Jennifer Lynn Life, ein weiteres Mitglied der zur Feierwoche eingeladenen Gruppe und tüchtige Tiefschneefahrerin, kannte Maria Luggau nicht aus ihren Kindheitstagen, hat es erst mit Gerhard aufgesucht, nachdem sie zuvor ihn selber näher kennen und lieben gelernt hatte. Die Anziehung – zu Gerhard, nicht schon zu Maria Luggau – muss wohl sehr, sehr intensiv gewesen sein, so existentiell, dass man das künftige Leben nun gemeinsam planen wollte. Vielleicht war es für Gerhard die ersehnte Abrundung seines Lebensplanes, als ihm Jennifer am 26. Juli 2007, um genau 09.19 Uhr Nordamerikanischer Zeitrechnung mit der entzückenden kleinen Sophia Margarete (6 lbs. 11oz., 20.5“ long) eine Stammhalterin der Guggenberger’schen Linie in Amerika in die Arme legte.

Aber das ist jetzt noch ganz offen, ob Sophia Margarete auch Rinderzüchterin werden wird, oder Schilehrerin, oder gar etwa die neue Geschäftsfrau in Paul Guggenberger’s Handlung?

FAMILIENTAFEL GERHARD



LUGGAU – EIN GESCHICHTENNEBEL

Virgil Guggenberger



In Maria Luggau, 2005

Foto: Julia Wikarski

MARIA LUGGAU

IST EIN HIMMELBLAUER OLDTIMER

Ein Weihnachtsabend. Die Bescherung ist vorüber, die Geschenke ausgepackt und die Feiernden rechtschaffen hungrig. Die Familie sitzt mit rot erhitzten Köpfen über Tellern mit Mettensuppe. Die Fenster sind vom Dampf dick beschlagen, dahinter, draußen vor dem Haus, feierlich-tiefe Schwärze. Mein Platz in der Runde liegt etwas abgelegen, aber zentral in der Küche. Nach eigenem Wunsch wird mir das Essen auf einem Fußschemel gereicht, der mitten in der Küche am Boden steht. Über das ovale Loch in der Mitte des Schemels schiebt meine Großmutter den Teller mit Suppe, die sie aus einem wuchtigen Topf auf dem füllig knackenden Holzherd schöpft. Neben dem Teller liegt der Löffel bereit zur Tat. Dahinter aber, hart an der Kante des Schemels, parkt fahrbereit der himmelblaue Oldtimer. Ein Geschenk.

Tatendrang und Essenslust führen den Kampf um den Oberbefehl über die Hände. Und beide siegen sie. Die Rechte fährt mit dem Löffel ungestüm in die Suppe, gleichzeitig startet die Linke den Wagen zu einer Spritztour. Beherzt werden Suppe, Nudeln und Wurststücke mit der Rechten in den Mund geschaufelt und nicht weniger couragiert führt die Linke das Fahrzeug in rasanten Schleifen über den Fußschemel.

Doch nur zu rasch wird das Zusammenspiel der Sinne und Gelüste durch einen streng-mahnenden Blick der Großmutter beendet. In einem letzten Fahrmanöver führt die Linke den Wagen wieder hart an die Kante des Schemels heran, und er kommt mit einer kühnen Bremsung vorerst zu stehen. Die Rechte erfüllt weiter hastig ihre Pflicht, der Löffel klappert fleißig-hell an den Zähnen. Es herrscht zufriedene Anspannung dort auf dem Küchenfußboden in Luggau. Damals noch belegt mit pflegeleichtem Linoleum, unter dem der Holzfußboden gefährlich moderte. Darüber aber völlig ungerührt verschwinden gierig Suppe, Nudeln und Wurststücke – mit Blick auf den erwartungsvoll parkenden Wagen, eine erste Erinnerung an das Haus in Luggau.

IST EIN GESCHICHTENNEBEL

Dieses Haus im Lesachtal steht nicht bloß dort am Hang. Es hat sich fest in die Schräge verwurzelt, sich mit seinen Grundmauern kraftvoll in den Boden gedrückt, beansprucht seinen Platz, lebt dort ganz für sich und schwitzt durch die Ritzen im hellgrünen Putz Geschichten aus.

Während der Fahrt die Serpentina von Tassenbach hinauf nach Kartitsch, Ober- und Untertilliach, Wacht und schließlich nach Maria Luggau hinein, beginnt die Luft zu ziehen von eigenen Erinnerungen, den Erinnerungen der Familie und den Geschichten über die verstorbenen Vorfahren. Auch an den sonnigsten Tagen wird die Luft merklich kühler, die Sonne etwas flacher, die Schatten ein wenig tiefer und der Mensch vor den Bergen ein wenig kleiner. Unten auf dem Platz vor dem Gasthof „Bäckwirt“, der letzten Biegung zum steilen Weg zum Haus hinauf, ist schon lange das leichte Rieseln der Geschichten zu hören, sie verdichten sich wie zu einem Nebel und ziehen am Bach entlang hinauf zu dem Haus, das dort oben am Hang schon vor langem seinen Platz eingenommen hat.

Der große schwarzeisenne Schlüssel öffnet das Haustor, Kälte und Schwärze fließen in den Nachmittag hinaus, das Gesicht schon kühl, der Rücken noch warm, betritt man den immer dunklen, mit einem roten Linoleumläufer belegten Flur. Kahl die Lampe an der Decke, mehr wirft sie Schatten als Licht, mehr unterstreicht sie die Kälte, als Wärme zu verbreiten. Der Blick wandert rasch an den Türen zu Bad und dem Hinterstübele vorbei, zur Linken gähnt schwarz die Stiege zu den oberen Stockwerken. Und von dort oben, vom obersten Stockwerk aus, macht sich der Harlekin bemerkbar. Seit Jahren sitzt er unberührt auf seiner Chaiselongue unter dem Dach, das Gewicht der Zeit zieht seinen Kopf in bewegtem Stillstand nach vorne. Umringt von einigen Porzellanpuppen hält er dort Vorsitz, den Oberkörper lauschend gekrümmt, bleiche Kälte im Gesicht und mattschwarz die ins Nichts gerichteten Augen, in denen sich schon lange keine spielenden Kinder mehr spiegeln.

Bestimmend fasst nun die Kälte des Hauses in die Kleider und fröstelnden Schrittes strebt man zur Küche, vorbei am eisernen Tor des Stubenofens, das rechts in die Wand eingelassen ist. Die Tür der Stube trifft nur noch ein streifender Blick, man wendet ihr den Rücken zu und tritt rasch in die Küche. Erst jetzt, erst hier scheint erstmals ein gesichertes Ankommen möglich, stellt sich erstmals ein Gefühl der Geborgenheit ein. Hier kann ein gedankliches Lager aufgeschlagen werden, von hier aus kann das Haus jedes Mal neu erobert werden, kann man sich im satten Nebel der Geschichten von Raum zu Raum ziehen lassen.

Und niemals scheint dieses Haus tatsächlich verlassen. Mehr ist es, als hätten es seine Bewohner für eine längere Reise festgemacht und als müsste man sie jederzeit zurückerwarten. Dann sähe man sie ihr gewohntes Tagwerk wieder aufnehmen, die Handlung mit neuen Waren bestücken, Ordnung in die Schränke bringen, die Betten aufschütteln, die zwei Kühe am Strick wieder herbeiführen, sie vorerst bei Hansila oben unterstellen und ihnen im Laufe der Zeit wieder einen neuen Stall richten. Man sähe sie am Abend ihre angestammten Plätze am Tisch in der Küche wieder einnehmen, ihre Löffel aus der Lederschleufe unter der Tischplatte hervorziehen und aus dem Gemeinschaftstopf Sterz mit Butter stechen, während die Frau des Hauses zwischen Speis, Herd und Abwasch geschäftig hin und her arbeitet.

So ist dieses Haus niemals ein Besitz, niemals Teil eines persönlichen Eigentums. Betritt man das Haus in Luggau, ist man eingeladen, eine Weile zu bleiben, hier Gast zu sein, sich für ein paar Tage oder auch Wochen einzurichten. Die Zeitspanne ist dabei nicht wesentlich. Wesentlich dabei ist zu wissen, sich hier als zeitweiliger Gast zu verstehen und nicht als Besitzender mit Ansprüchen, sein Verhalten dem anzupassen und das Eigentümliche zu bewahren, das Private im Privaten zu lassen und das Gebräuchliche zu respektieren. Und unwillkürlich wie bewusst wird es auch so gehalten, wird dieses Haus in einem Zustand belassen, der den Rückkehrenden noch weitgehend vertraut sein müsste und ihren Blick zustimmend auf sich zieht.

In dieser Gegenwärtigkeit der Ahnen lebt auch der Alltag, wird das tägliche Treiben in den Augen der Vorfahren gespiegelt und geprüft und die Gegenwart in der Vergangenheit verankert. So ist es das Haus selbst, das sich am Leben erhält, durch seinen festen Sitz am Hang, durch seine Verwurzelung mit dem Boden und vor allem durch die Geschichten, die es speichert in seinen Zimmern und Mauern.

Eine dieser Geschichten erzählt von der Fahnenträgerin des Paulan'schen Zörndls, der Tant Warbile. Nicht übermäßig zu Zärtlichkeiten neigend, soll sie eine Dame des Hauses gewesen sein, die einen durchaus nach außen drängenden Zorn über die Welt in sich trug. So hat es sich begeben, dass eines Tages dieser Zorn in ihr dermaßen glühend aufloderte, dass sie sich genötigt sah, diesen Zorn nicht mehr einem Menschen angedeihen zu lassen, sondern in kluger Voraussicht besser einem Felsen zuzusprechen. Das Resultat kann man auch heute noch schauernd bestaunen auf dem Weg ins Tal hinauf hinter den Stalln. Dort klotzt direkt neben dem Weg ein Fels von der Größe einer Almhütte, von oben bis unten mitten entzweigespalten durch den Hieb des Weltzornes der Tant Warbile. So gibt er beeindruckendes Zeugnis von dem Heißblut, das auch heute noch in den Adern der Nachfahren gut und reichlich fließen soll – dem Paulan'schen Zörndl.

Um aber diese Geschichten am besten hören und selbst fröstelnd erzählen zu können, muss man sich in einer mond hellen Winternacht in eines der drei Betten im Stiegenzimmer, dem heute so genannten Bubenzimmer, legen. Nebeneinander gereiht stehen dort die Betten, das Kopfteil an der Wand, dazwischen Nachtkästchen. Der Blick reicht über die Bettdecke auf die drei gegenüberliegenden Fenster. Rechts neben dem ersten Bett führt eine Holzterrasse hinunter zur halbverglasten Tür auf den Zwischenstock. Eine zähe Kälte beherrscht das ungeheizte Zimmer. Die Bettdecken sind anfangs, beim Darunterschlüpfen, immer feuchteisig, unfassbar voluminös und schwer, doch in der Länge kurz gehalten. Dass sie tatsächlich auch wärmen können, zeigt erst der Morgen, wenn Nase und Gesicht klammkalt sind, der Rest unter der Decke aber wohligh warm.

Wenn am späten Abend das Licht im Mittelstock erlischt, man allseits zu Bett geht, das Haus scheinbar zur Ruhe kommt, der tröstlich-warme Lichtschein durch das Glasfenster der Tür einer ersten totalen Finsternis Raum gibt, dann ist die Zeit gekommen, Geschichten zu erzählen. Sind die Fensterläden nach außen geöffnet, macht sich bald bleiches Licht im Zimmer breit, das der Mond über den Schnee in das Zimmer hereinfließen lässt. Schwarz-weiß wird das Nachbarbett erkennbar, wer darin aber tatsächlich liegt, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Die hoch gewölbten Bettdecken geben keine verlässliche Auskunft mehr. Die Stiege wird zum Bühnenaufgang für die durch die geschlossene Tür tretenden Akteure der leise in das Schwarz-weiß des kalten Zimmers geflüsterten Geschichten. Flach unter die schwere Decke gepresst liegt man starr am Rücken. Der Kopf regungslos, schielen die Augen seitwärts nach der Stiege, nach dem dort zu Erwartenden, nach dem, was sich in vollkommener Stille in das Zimmer hinein vorschleicht. Dabei ist es das zweite Bett, das hier als Liegestatt das furchtbarste ist. Es ist die ziehende Ungewissheit nach längerem Schweigen, ob die Person die dort unter dem Deckenberg liegt, noch die ist, mit der man den Tag verbracht hat oder schon ein anderer in diesem Bett liegt, sich heimlich dort unter die Decke gelegt hat und kalt triumphierend noch unerkannt auf sein nächstes Opfer starrt. Durch die auf den Hang schauenden ebenerdigen Fenster droht blutleer die Schneewiese, auf der im Augenwinkel schwarze Gestalten sich quälend langsam durch den Schnee auf das Haus zuzukämpfen scheinen.

Über all diesen Schrecken aber führt das Murmeltier Regie. Seines Lebens und seiner Eingeweide beraubt, bleckt es hohl von dem schwarzen Kleiderschrank seine Zähne und starrt aus stumpfen Augen auf jede Regung unter den Deckenbergen.

Hier, in der schwarz-weißen Kälte des Stiegenzimmers, ist man einem Teil der Geschichten dieses Hauses vielleicht am nächsten, kann sie am deutlichsten hören und fühlen – die Gruselgeschichten der Jugendzeit.

IST ROTWEIN IM MONDLICHT

Nicht oft kommen sie, die Nächte, die man in Luggau hemdsärmelig auf der wettergrauen Bank draußen vor dem Haus verbringen kann. Doch aber gibt es sie, als rühmlichen Abschluss der seltenen heißen Tage im Sommer. Wohligh knistern leise die Risse im Putz, die Sonne des Tages fließt aus ihnen heraus und umfasst in diesen Nächten warm den Rücken. Der kühlende Luftzug, der aus dem gegenüberliegenden Waldstück über den gezähmten Wildbach herüberzieht, beflügelt die Gedanken und hebt sie mit sich fort. So kann man dort zu zweit verweilen, des Nächtens auf der Bank vor dem Haus, tief im Gespräch.

Der Mond kennt in solchen Nächten kein Erbleichen. Tatsächlich wie ein Bruder der Sonne wirft er warmes Licht über die Szene. Unwirklich klar sticht dagegen die Brillanz der sich stetig mehrenden Sterne ab. In den Augenwinkeln, hart am rechten Rande des Gesichtsfelds, pressen sich die Schemen der ersten Mühle in die Dunkelheit und gehen da ihren eigenen Geschäften nach, verschärfen sich und verschwimmen wieder mit dem Hintergrund. Das Gesicht des Gegenübers entflammt sich tief im gelegentlichen Aufglühen der Zigaretten. Dazu flackert blutrot der Wein in den Gläsern und rinnt kühl in die Kehle, Nachtfalter stürzen sich stets von neuem unbelehrt an der schwach leuchtenden Hauslampe in ihr heißes Unglück.

Vorerst, am Beginn dieser Nacht, bestreitet der Bach allein die Unterhaltung. Rauscht stetig, poltert dazu und gurgelt leise. Erst dann, nach und nach mischen sich auch die Stimmen der vor dem Haus Sitzenden dazu, richten sich aneinander auf, wachsen vom leisen Gespräch zur lautstarken Unterhaltung. Dem Rauschen des Baches folgt der Rausch des Weins. Vorstellungen fliegen, Ideen überschlagen sich, Ansichten springen hin und her, Argumente prallen in der Luft zusammen und rieseln auf die nackten Füße, die ihre seltene Freiheit auskosten. Darüber gestikulieren Hände, fahren bestimmend durch die Nachtluft und formen Worte zu Geschichten. Ein gehobenes Glas Wein unterstreicht einen Standpunkt, die tief gezogene Zigarette gibt darauf vorerst nur stumm formulierte Widerworte und fordert weitere Bekräftigungen heraus. Hin und her geht die Rede, verstricken sich Argumente in Widersprüchlichkeiten, die sich wieder zu Standpunkten formen. Dazu glühen erregt Zigaretten und beschwörend werden Gläser roten Weins gehoben und geleert.

Mit den Stunden der Nacht aber ebbt der Sturm der Rede ab, der Wein erlischt im Glas, die Pausen werden länger, der Atem beruhigt sich mehr und mehr, kaum dass noch vereinzelte Gedanken im Flug aufeinander treffen und ihre Botschaf-

ten kundtun. Die Nacht zieht sich in sich zusammen und der Himmel wird licht, dämpft sein prächtiges Schwarz in ein erstes Dämmern. Mit dem ersten Vogelruf aus dem gegenüberliegenden Waldstück schrecken auch die vom auslaufenden Rausch ermüdeten Köpfe von der Brust wieder hoch. Langsam nur zuerst, dann immer bestimmter sehnt der Körper sich in ein Bett, während der Geist seinen Dienst erst am späten Vormittag wieder gewillt ist anzutreten.

Die Gedanken und Theorien, Vorstellungen und Ansichten, Ideen und Pläne, sie alle sind mit dem Morgentau in den rissigen, hellgrünen Putz des Hauses dort am Hang gesickert, zu all den anderen Geschichten und Erzählungen von denen dieses Haus satt durchdrungen ist wie Erde nach langem Herbstregen.



MARIA LUGGAU



Luggau um 1934. Der Paternwirt hat eine neue Dachform (Satteldach) bekommen, die Zollhäuser unterhalb gibt es noch nicht. Das Luggger-Haus (heute Lois und Hanne Salcher) hat noch das Walmdach und die klotzige Form (italienische Maurer).



Luggau um 1960. Bei uns steht noch die Werkstätte, das Haus hat ein neues Blechdach, wie andere auch. Neu im Bild die Zollhäuser unterm Paternwirt und Vorbeter Polds Haus unterhalb der Klostermauer, Maurer Tischlerwerkstatt ist erweitert.



Postkarte Maria Luggau – mit unserem Haus inkl. intakter Werkstätte im Vordergrund. Steiler und breiter Weg sind gut zu erkennen ebenso der Bäckwirtstadel. Das Hansela-Stammhaus noch weitgehend im Originalzustand vor der Renovierung.



**Schöne Kärntner
Gebirgs-Sommerfrilche
LUGGAU**

(1170 m) im Lelachtale, zwischen den
Lienzer Dolomiten und den Karnischen
Alpen, in Itaubfreier, sonniger Lage.
Autoverbindung von Köttschach oder
Sillian (30 km, an der Strecke Wien—
Meran). Elektr. Licht, Bäder, Liege-
stühle. Neues Privathaus mit ein-, zwei-
und dreibettigen Zimmern. Preis für
ein Bett S Gute Verpflegung
in zwei nahegelegenen Gasthöfen.
Preis S Keinerlei Abgaben.

Besitzer:
Paul Guggenberger, Nr. 37
Luggau, Oberkärnten.

Natürlich waren wir auf unsere eigene Geschäftspostkarte besonders stolz. Muss sie doch zwischen Wien und Berlin erheblichen Eindruck gemacht haben.

MARIA LUGGAU



Postauto 1936, Familie Jack reist ab



Postauto 1966, Begegnung im Graben



Heubringen von den Wiesen (Schneider)



Hansela Hansl übernimmt das Steilstück



Meist gilt es zu bremsen ...



Das letzte Stück muss gezogen werden.



Feldmesse beim Luggauertreffen 1972



Bgm. Poldi Guggenberger als Festredner



Festliche Prozession – mit Ständefahnen



Sehr ernst auf dem Weg – die Pilger!



Maria hat geholfen –



Maria wird weiter helfen!

PERSONENREGISTER

Name	Buch-Seiten	Familientafel
Amalthof, Franz		34
Bachlechner, Armin		67
Bachlechner, Lea	261, 262	67
Bachlechner, Lukas	261, 262	67
Baumgartner, Dr. Wilhelm	226	44
Baumgartner, Wilma	155, 225, 226	44
Benedikt, Maria (Omama)	99, 169, 170	22
Benedikt, Nikolaus	170	22
Bennett, Margaret Loy	213	42
Ebner, Maria		8
Edlinger, Therese		37
Edwards geb. Magee, Clyda	207, 213	51
Egarter, Hannelore	158, 170	39
Egarter, Herta	170	39
Egarter, Josef (Greifenburg)	170	39
Egarter, Josef		10
Egarter, Katharina	27	10
Ferner-Ortner, Alina	262	69
Ferner-Ortner, Alois	262	58
Ferner-Ortner, Daniel	261, 262	68
Ferner-Ortner, Dieter	262	58
Ferner-Ortner, Ewald	262	58
Ferner-Ortner, Klemens	261, 262	68
Ferner-Ortner, Simon	262	69
Ferner-Ortner, Stefan	262	58
Fischl, Adelheid	259, 262	46
Fröhlich, Andreas	261, 262	65
Fröhlich, Josef		65
Fröhlich, Stefan	261, 262	65
Glanz, Gisela		50
Graz, Maria	261	
Guggenberger, Augustine	259, 262	46
Guggenberger, Balda	259, 262	46
Guggenberger, Erika	259, 262	46
Guggenberger, Agnes (Raut 4)		11

Name	Buch-Seiten	Familiertafel
Guggenberger, Agnes (Luggau 37)		12
Guggenberger, Alois (Luggau 37)		12
Guggenberger, Alois 1 (Luggau 25)		24
Guggenberger, Alois 2 (Luggau 25)		24
Guggenberger, Aloisia		23
Guggenberger, Anna		12
Guggenberger, Anna (Furtschegger)	31, 257	24
Guggenberger, Anton		24
Guggenberger, Anton Johann		12
Guggenberger, Barbara (Tant Warbile)	27, 167, 168	23
Guggenberger, Bartholomäus (1718)	24, 25	1
Guggenberger, Bartlmä (1788)	20, 23, 25	4
Guggenberger, Bartl (1825)		13
Guggenberger, Bastian Paul	249	61
Guggenberger, Christoph	9, 249	52
Guggenberger, Dominikus	249	52
Guggenberger, Dorit Johanna	249	61
Guggenberger, Edith	254, 257	47
Guggenberger, Elisabeth (Wien)	225, 226	53
Guggenberger, Elisabeth (Luggau 7)	254, 257	47
Guggenberger, Franz	24, 25	1
Guggenberger, Gerhard	124, 170, 199, 200, 213	41
Guggenberger, Gertrud		11
Guggenberger, Hannes	262	55
Guggenberger, Helena		24
Guggenberger, Helmut	126, 170, 230, 249	41
Guggenberger, Johann (Raut 4)		11
Guggenberger, Johann I. (1752)		3
Guggenberger, Johann II. (1781)		4
Guggenberger, Johann (1882)		24
Guggenberger, Johann (Onkel Hans)	27, 134, 137, 141, 150	23
Guggenberger, Johann Josef	57	19
Guggenberger, Johanna	257	47
Guggenberger, Josef (1835)		12
Guggenberger, Josef (1836)		12
Guggenberger, Josef (1884)		24
Guggenberger, Josef (Aineter Pepi)	31, 57, 217, 258, 262	29
Guggenberger, Josef (Furtschegger Pepi)	31, 36, 69, 252, 257	29
Guggenberger, Josef Ignaz		13

Name	Buch-Seiten	Familiertafel
Guggenberger, Josefa		24
Guggenberger, Karl		25
Guggenberger, Karolina		25
Guggenberger, Kreszenza		12
Guggenberger, Leopold	18, 150, 206, 209	
Guggenberger, Luise	249	62
Guggenberger, Manuela	262	64
Guggenberger, Maria (1821)	25	12
Guggenberger, Maria (Großmutter)	51, 57, 99, 258, 262	24
Guggenberger, Maria (verh. Salcher)	254, 257	47
Guggenberger, Maria Susanne		24
Guggenberger, Maria Theresia		12
Guggenberger, Mario	262	64
Guggenberger, Martina	257	47
Guggenberger, Meinhard	262	46
Guggenberger, Meinhard jun.	262	55
Guggenberger, Paul	120, 170, 208, 214, 226	41
Guggenberger, Paul I.	22, 25, 26, 30, 137, 168	12
Guggenberger, Paul II. (Großvater)	30, 39, 57, 99, 117, 257, 262	25
Guggenberger, Paul III. (Papi)	31, 99, 111, 114, 161, 170	29
Guggenberger, Paula	249	62
Guggenberger, Paulina		25
Guggenberger, Pia Hemma	249	61
Guggenberger, Quirin Paul	249	62
Guggenberger, Rosina (Gotl)	31, 50, 57, 59, 61, 198	24
Guggenberger, Rosmarie	124, 157, 170	41
Guggenberger, Sophia Margarete	212, 213	51
Guggenberger, Theresa	262	64
Guggenberger, Veronika	249, 299	52
Guggenberger, Virgil	249, 265	52
Guggenberger, Xaver Wendelin	249	62
Hanser Johann	261, 262	57
Hanser Klemens	262	57
Hanser Maria	262	57
Hanser Maria Anna	261	
Hanser Martin	262	57
Hanser Michael	261	
Hanser Monika	261	
Hanser Peter	261	

Name	Buch-Seiten	Familiertafel
Hohenwarter, Eduard	115, 116	
Hohenwarter, Magdalena	170	21
Hohenwarter, Dr. Peter	117, 154	
Hrdlicka vereh. Baumgartner, Stefanie	156, 226	44
Huber, Maria		6
Hyden vereh. Tollinger, Gertraud	141	54
Knoflach, Hedwig Johanna	249	27
Knoflach, Maria Viktoria		27
Kompatsch, Gabriele	141	
Kontrus, Renate	208, 213	51
Kontrus, Susanne	208, 213	51
Kranewitter, Otto		49
Kranewitter, Veronika	249	49
Kreuzer, Lea	257	70
Kreuzer, Martin		70
Kreuzer, Miriam	257	70
Kubin, Gerald	257	72
Lampacher, Maria		10
Leuchter, Christine	262	55
Lexer, Agnes		38
Life, Jennifer Lynn	212, 213	42
Life, Jeffry Shobe	213	42
Lugger, Josef		33
Magee, Harry	213	40
Markl, Josef		17
Matiz, Maria	170	22
Meilinger, Jakob		26
Meilinger, Ulrike	242, 249	43
Meilinger, Wilhelm	249	26
Oberguggenberger, Helene		15
Oberguggenberger, Josef		15
Oberhauser vereh. Kranewitter, Mechtild		49
Oberlojer, Kurt		48
Oberlojer, Martin		48
Oberluggauer, Anna	22, 23	5
Oberluggauer, Franz		8
Oberluggauer, Margarethe		8
Oberluggauer, Maria		7
Oberluggauer, Thomas		5

Name	Buch-Seiten	Familiertafel
Obernostrer, Helena		2
Ortner, Helena	24, 25	1
Pichler, Theresia		36
Pötscher, Birgit	261, 262	68
Rauter, Edmund	257	60
Rauter, Jasmin	257	60
Rauter, Maria		31
Rauter, Markus	257	60
Rauter, Tanja	257	60
Riedler, Agnes	25, 26	6
Riedler, Franz		6
Salcher, Astrid	257	59
Salcher, Barbara		11
Salcher, Birgit	257	59
Salcher, Claudia	257	59
Salcher, Hannah	257	72
Salcher, Hilda	254, 257	38
Salcher, Josef	257	38
Salcher, Karin	257	59
Salcher, Lorena	257	72
Salcher, Lorenz	257	59
Schintzler, Brigitte	262	66
Schlepp, Mathilde		45
Senfter, Franziska	25, 24	12
Stefaner, Agate (Tante Agi)	170, 205	25
Stefaner, Josefine (Mami)	94, 99, 119, 170	25
Stefaner, Josef (Opapa)	99, 169, 170	21
Stefaner, Maria (Tante Mitzi)	128, 170, 187, 189	25
Stöcklinger, Astrid	261, 262	56
Stöcklinger, Josef	261, 262	56
Stöcklinger, Laura	261, 262	66
Stöcklinger, Marco	261, 262	66
Stöcklinger, Robert	261, 262	56
Stöcklinger, Sandra	261, 262	56
Tollinger, Hans	141, 142	32
Tollinger, Josefine	141	32
Tollinger, Mario	141	54
Tollinger, Margarethe (Tante Greti)	141, 205	32
Tollinger, Siegfried	141, 142	32

Name	Buch-Seiten	Familientafel
Tollinger, Walter (1901)	141, 142	32
Tollinger, Walter Dkfm.	141, 142	45
Tollinger, Walter (1985)	141	65
Trojer, Barbara	27, 30, 137	14
Trojer, Franz	27	9
Trojer, Josef		9
Tschurtschenthaler, Thekla		9
Unterguggenberger, Agnes	20, 25	4
Unterguggenberger, Johann	57	30
Unterguggenberger, Rudolf	131, 252	30
Unterluggauer, Hermann		71
Unterluggauer, Johann		2
Unterluggauer, Juliane		5
Unterluggauer, Marcel	257	71
Unterluggauer, Maria		2
Veider, Maria	259, 262	46
Villgratter, Georg		16
Villgratter, Gertraud (1820)		16
Villgratter, Gertraud (1856)		20
Waldner, Josef		7
Waldner, Juliana	23, 24	7
Waldner, Katharina		35
Wallner, Johanna Franziska		26
Washington, Irene	213	40
Zingerle, Ingeborg		64
Zippenfenig, Franz		50
Zippenfenig, Stefan	249	50